

DIE WELTWOCHEN



Die spinnen, die Eidgenossen

SVP-Wirren im hitzigen Wahlsommer.

Von Philipp Gut und Alex Baur

Die mutterlose Gesellschaft

Warum haben so viele Kinder Depressionen und Selbstmordgedanken?

Von Daniela Niederberger

Besser leben mit Sri Sri Ravi Shankar

Audienz beim legendären Guru. *Von Urs Gehriger*

Indien-Flusskreuzfahrt auf dem Unteren Ganges

TOP
Qualität
&
Preis



RV Ganges Voyager |*****



Colonial Suite (ca. 24 m²) mit franz. Balkon



Restaurant

Kalkutta–Matiari–Murshidabad–Kalkutta

mit dem Luxusship RV Ganges Voyager |*****

- 1. Tag Zürich–Dubai** Individuelle Anreise zum Flughafen. Flug mit Emirates (A380) via Dubai nach Kalkutta.
- 2. Tag Dubai–Kalkutta** Ankunft am Morgen, Transfer zum Schiff und Einschiffung. Besuch von Haus und Grabstätte der Heiligen Mutter Theresa.
- 3. Tag Kalkutta–Bandel** Stadtrundfahrt in Kalkutta. Besuch Flower Markt, Töpferviertel «Kumartuli» und eines Jain Tempels. «Leinen los!». Ausflug mit Booten zur Besichtigung der Hooghly Imambara Pilgerstätte.
- 4. Tag Kalna** Rikscha-Fahrt zum eindrucksvollen Rajbari Tempelkomplex. Bemerkenswert sind auch die Prata-peshwar, Lalji, Krishnachandra und Nabakailas Tempel.
- 5. Tag Matiari** Dorfbesuch. Bewundern Sie Kupfer- und Messingarbeiten. Schifffahrt vorbei an Plassey.
- 6. Tag Khushbagh–Murshidabad** Am Morgen Ausflug mit Spaziergang zum «Glücksgarten». In Baranagar Besichtigung eines bengalischen Terrakotta-Tempels. Weiterfahrt nach Murshidabad. Besichtigung des Hazarduari Palasts mit seinen tausend echten und falschen Türen sowie der Ruinen der Katra Moschee.
- 7. Tag Mayapur–Chandernagore** Schifffahrt nach Mayapur, dem Sitz der Internationalen Gesellschaft für Krishna-Bewusstsein (ISKON). Spaziergang über den wunderschönen Campus mit dem «Temple of the Vedic Planetarium», der sich noch im Bau befindet.
- 8. Tag Chandernagore–Kalkutta** Spaziergang an der Uferpromenade. Weiterfahrt nach Kalkutta.
- 9. Tag Kalkutta–Dubai–Zürich** Ausschiffung, Transfer zum Flughafen. Weiterreise gemäss Verlängerungsprogramm oder Rückflug via Dubai nach Zürich. Individuelle Heimreise.

Verlängerungsprogramm

- 9. Tag Kalkutta–Varanasi** Flug nach Varanasi. Besuch des Bharat Mata Mandir Tempels. Zeremonie «Aarti».
- 10. Tag Varanasi–Delhi** Bootstour entlang den Ghats. Besuch des Pilgerorts Sarnath. Flug nach Delhi.
- 11. Tag Delhi/Agra** Freie Zeit in Delhi oder Tagesausflug mit dem Zug Gatimaan-Express nach Agra. Besuch des Taj Mahals sowie Red Forts. *Bitte bei Buchung mitteilen, falls Sie auf den Ausflug Agra verzichten. Die Reduktion beträgt Fr. 140.– pro Person.*
- 12. Tag Delhi** Stadtrundfahrt mit Humayun's Tomb und Rikscha-Fahrt zur Jama Moschee. Besichtigungen India Gate, Ghandi Smiriti Museum und Qutab Minar.
- 13. Tag Delhi–Dubai–Zürich** Rückflug. Ind. Heimreise.

RV Ganges Voyager |*****

Luxusschiff mit Platz für 56 Gäste. Alle Suiten verfügen über Bad mit Dusche/WC, Föhn, Bademäntel und Hausschuhe, Wecker, Safe, TV, Minibar, ind. regulierbare Klimaanlage und franz. Balkon. Die Signature und Colonial Suiten (ca. 24 m²) mit Queen-Size-Bett, das auch als zwei Einzelbetten gestellt werden kann. Die Heritage Suiten (ca. 26 m²), Viceroy Suiten (ca. 33 m²) und Maharaja Suite (ca. 37 m²) mit King-Size-Bett. Die Maharaja Suite zusätzlich mit Badewanne. Im Restaurant werden lokale und internationale Speisen serviert. Auf dem teilweise überdachten Sonnendeck befinden sich eine klimatisierte Lounge mit Bar, Outdoor Lounge, Spa und Fitnesscenter. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit auf dem Sonnendeck und in der Lounge. **Nichtraucherschiff** (Rauchen an den dafür vorgesehenen Plätzen erlaubt).

9 Tage ab Fr. 3790.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kat. inkl. Vollpension, Ausflüge & Flüge)

Reisedaten 2019/20 Es het solangs het Rabatt

18.10.–26.10.19	500	22.12.–02.01.20	50 ⁽⁶⁾
22.11.–30.11.19	500	10.02.–18.02.20	500 ⁽⁷⁾

⁽⁶⁾ Drei Tage länger mit speziellem Weihnachts- und Neujahrsprogramm, Details siehe Internet
⁽⁷⁾ Mit Schwesterschiff RV Ganges Voyager 2

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Vollpension an Bord
- Flüge ab/bis Zürich mit Emirates in Economy (U-Klasse), inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Alle Ausflüge und Transfers gemäss Programm
- Lokale Deutsch sprechende Bordreiseleitung
- Thurgau Travel Reisebegleitung
- Audio-Set bei allen Schiffsausflügen



Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

Signature Suite hinten/vorne, franz. Balkon	4290
Signature Suite, franz. Balkon	4490
Colonial Suite, franz. Balkon	4890
Heritage Suite (ca. 26 m ²), franz. Balkon	5190
Viceroy Suite (ca. 33 m ²), franz. Balkon	5490
Maharaja Suite (ca. 37 m ²), franz. Balkon	5790
Zuschlag Alleinbenutzung Signature Suite	990
Verlängerungsprogramm Doppelzimmer	1790
Einzelzuschlag Verlängerungsprogramm	690
Zuschlag Business Class	auf Anfrage
Jahresversicherung Allianz Einzel	124
Jahresprogramm Allianz Familie	199



Tempelanlage, Kalna



Taj Mahal, Agra



Mutter mit Kind

Alle Ausflüge gemäss Programm inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Exotic Heritage Group

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie E. Kocsis oder P. Dapra
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Trump, Putin und Xi bringen nicht fertig, was dieser indische Guru mit einem sanften Lächeln schafft: Sri Sri Ravi Shankar, spiritueller Führer, hat rund vierhundert Millionen Anhänger. Bereits mit vier Jahren kannte er eine heilige Schrift des Hinduismus auswendig. Heute reist er um die Welt und spricht das Wort des Friedens. Rebellen brechen in Tränen aus, Guerilleros strecken die Waffen, wenn Sri Sri sie zur Meditation entführt.

Neulich weilte er in der Schweiz. Urs Gehrigler bekam eine Privataudienz und hat von ihm erfahren, wie man glücklich wird. **Seite 16**

Anja Graf hat mit dem temporären Vermieten von Wohnungen einen neuen Markt erschlossen. Mittlerweile unterhält sie in ganz Europa 1800 Mietobjekte, beschäftigt 250 Mitarbeiter und macht einen Umsatz von vierzig Millionen Franken pro Jahr. Noch spektakulärer ist ihre Familienplanung: Die 41-jährige Winterthurerin hat vier Kinder von drei Männern. Dazu sagt sie: «Besser als drei Kinder von vier Männern.» *Weltwoche*-Reporter Thomas Renggli hat das Ex-Model in Zürich getroffen. **Seite 22**

Es war ein Triumph für die linke Hälfte des Rats, aber er kam nur dadurch zustande, dass FDP und SVP nicht geschlossen abstimmten. Letzte Woche unterstützte der Nationalrat den indirekten Gegenvorschlag zur Konzernverantwortungsinitiative. In der SVP-Fraktion, der grössten im Bundeshaus, löste das Verhalten der Abweichler vier Monate vor den Wahlen einigen Unmut aus. Die internen Auseinandersetzungen scheinen ins Bild einer verunsicherten Partei zu passen. Verlieren die Erfolgsverwöhnten im Gegenwind den Kompass? Sucht jeder nur noch den eigenen Vorteil? Philipp Gut hat den Mitgliedern der Fraktion in der Wandelhalle des Bundeshauses den Puls gefühlt. Alex Baur erklärt, warum die Konzernverantwortungsinitiative wie auch der indirekte Gegenentwurf brandgefährlich sind. **Seite 28**

Die USA sehen sich mit einer neuen Migrationswelle konfrontiert. Rund fünfhundert Personen aus Zentralafrika haben in den letzten Wochen die Südgrenze überschritten. Auslandchef Urs Gehrigler ist nach San Antonio, Texas, gereist, um über die französischsprachigen Migranten aus der Demokratischen Republik Kongo zu recherchieren. Seine Erkenntnisse waren so exklusiv, dass Laura Ingraham, die Fernsehmoderatorin mit USA-weit höchsten Zuschauerquoten, Gehrigler in ihre Sendung auf Fox TV einlud. Gehrigler, dessen Auftritt für *breaking news* sorg-



Breaking news: Auslandchef Gehrigler bei Laura Ingraham.

te, ist vermutlich der erste Schweizer Journalist, der zur Primetime auf Fox TV aufgetreten ist. Die Nachrichten über die neuen Migrationswellen werden so rasch nicht aufhören. Gemäss Berichten aus Zentralamerika sind Tausende Afrikaner auf dem Weg in die USA. Gehriglers Reportage erscheint in der nächsten Ausgabe der *Weltwoche*. Sein Auftritt bei «Ingraham Angle» ist auf www.weltwoche.ch zu sehen.

In eigener Sache: Die *Weltwoche* ist das führende investigative Blatt der Schweiz im Bereich Innenpolitik. Die Berichterstattung über die Geschehnisse im Bundeshaus haben traditionsgemäss grosse Bedeutung für diese Zeitung. In einem Wahljahr ist dies besonders der Fall. Zur Verstärkung unseres Teams in Bern wird Philipp Gut, stellvertretender Chefredaktor und Inlandchef, in dieser weichenstellenden Periode bis Ende Jahr seine Zelte in der Bundesstadt aufschlagen, um für unsere Leser noch mehr Recherche und Hintergrund zu liefern. Ansprechpartner in Zürich ist für diesen Zeitraum Erik Ebnetter.

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnert, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehrigler (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



BMW Motorrad schenkt Ihnen einen exklusiven Roadtrip Vier Tage Freiheit auf zwei Rädern

Sind Sie bereit für ein Fahrerlebnis der Superlative? Testen Sie jetzt auf einem 4-tägigen Roadtrip durch die Schweiz Ihr Lieblingsmodell des BMW-Tourer-Motorrads. Cruisen Sie entspannt an Ihr Traumziel und geniessen Sie die unvergleichliche Laufkultur und die imposante Kraftentfaltung des legendären 6-Zylinder-Reihenmotors.

Motorradfahren bedeutet Freiheit – ein Gefühl, das Sie ausgiebig auf einer 4-tägigen Probefahrt mit Ihrem Wunsch-Tourer erleben können. Mit dem luxuriösen Performance-Tourer gleiten Sie stilvoll und komfortabel bis zum Horizont. Gelassen meistern Sie alle Wetterbedingungen und jede Distanz. Zu zweit oder alleine: Dank mühelosem Manövrieren wird Ankommen und Abfahren zu einer souveränen Sache. Das Reisen mit der K 1600 erreicht eine neue Dimension – die erste Klasse steht zum Aufsteigen bereit.

Folgende drei Modelle stehen Ihnen für eine Testfahrt zur Verfügung:

BMW K 1600 GT:

Unterwegs sein, Eindrücke sammeln und jede Menge erleben: Im Sattel der K 1600 GT erleben Sie maximale Souveränität und Dynamik bei noch mehr Tourenkomfort.

BMW K 1600 Bagger:

Mit der Bagger-Version geniessen Sie entspannt den Fahrtwind. Der gechoppte Windschild, das

markante Heck und die komfortablen Trittbretter geben diesem Bike seinen unverkennbaren Charakter.

BMW K 1600 Grand America:

Sind Sie bereit für jede Extrameile? Als komplett ausgestatteter Luxus-Tourer bietet dieser Fulldresser absolutes Fahrvergnügen und höchsten Komfort für unbeschwertes Reisen.

Weitere Informationen und Anmeldung:
www.bmw-motorrad.ch/k1600-testride



Platin-Club-Spezialangebot

Exklusives Angebot für Weltwoche-Abonnenten:
4-tägiger Roadtrip mit einem BMW-K-1600er-Modell nach Wahl.

Aktionszeitraum:

23. Mai 2019 bis 15. September 2019

Leistungen:

Im Angebot inbegriffen ist das Ausleihen einer BMW K 1600 Bagger, Grand America oder GT.

Versicherung:

Vollkasko mit einem Selbstbehalt von Fr. 1500.–

Bedingungen:

Abholung des Motorrads bei einem BMW-Motorrad-Partner Ihrer Wahl am Freitag ab 16 Uhr und Rückgabe bis Dienstag, 16 Uhr. Zugelassen sind Personen ab 25 Jahren mit festem Wohnsitz in der Schweiz oder im Fürstentum Liechtenstein und mit Führerausweis der Kategorie A unbeschränkt.

Anmeldung:

Reservieren Sie Ihre Probefahrt online auf www.bmw-motorrad.ch/k1600-testride. Das Angebot ist nur begrenzt verfügbar. Bei Überbuchungen eines Modells wird das Motorrad per Losverfahren zugeteilt.

Veranstalter:

BMW (Schweiz) AG, 8157 Dielsdorf
www.bmw-motorrad.ch

www.weltwoche.ch/platin-club



Wie die Römer

Die wichtigste Frage spielt im Wahljahr keine Rolle.

Von Roger Köppel

Dieser Tage lese ich ein Buch über den Untergang des Römischen Reiches. Es gibt viele Theorien. Edward Gibbon, der grosse Klassiker, schreibt neben einem allgemeinen Sittenzerfall den Kollaps auch der schrankenlosen Zuwanderung zu.

Im 4. Jahrhundert nach Christus strömten unter dem Druck anderer Völkerwanderungen aus dem Osten rund 100 000 Goten über die Donau. Die Römer – «Wir schaffen das» – offerierten humanitäre Hilfe und Versorgung. Sie meinten es gut. Und sie wollten noch eine Scheibe mitverdienen.

Als dann allerdings die Versorgung wegen Korruption und Inkompetenz zusammenbrach, rebellierten die Flüchtlinge. Wir holten Goten, und es kamen Menschen. Auf dem Schlachtfeld von Adrianopel fand Ostroths Kaiser Valens 378 nach Christus den Tod.

Es gab aber noch einen zweiten wichtigen Grund für den Untergang einst blühender Landschaften. Die Römer lebten zu lange massiv über ihre Verhältnisse. Im Geschichtsstudium musste ich eine Arbeit über die «Dekurionen» schreiben. Das war eine einst angesehene städtische Patrizierschicht.

Auch die Dekurionen kamen zusehends unter die Räder. Warum? Sie waren die wichtigsten Steuereintreiber im Reich. Und als die Einnahmen wegbrachen, mussten die armen Eintreiber selber mit ihren Vermögen haften. Viele brachten sich aus Verzweiflung über die Staatsfinanzen um.

Die Schweiz kennt derzeit vor allem drei Themen: Klima, Klima und Frauen. Über Geld und Einwanderung redet niemand. Die Frage, woher der Wohlstand kommt und was den Wohlstand gefährdet, war noch selten weiter unten auf der politischen Agenda.

Kürzlich schrieb mir ein Leser. Er sei am letzten Samstag mit der Familie in einem Migros-Restaurant in Wattwil gewesen. An der Kasse habe es ein Täfelchen gehabt. «Aus Klimagründen» würden keine Trinkhalme mehr frei ausgegeben. Man müsse sie persönlich beim Personal abholen.

Glücklich das Land, das «aus Klimagründen» die Trinkhalme rationiert. Oder krank? Wir tanzen auf den Schulbänken, als ob die Lehrerin für immer krank wäre.

Nein, die Schweiz ist kein Imperium Romanum. Aber der Untergang der Römer müsste uns zu denken geben. Was die Römer



Spätromische Dekadenz.

zermalmte, kann auch die Schweiz umbringen. Hochmut kommt vor dem Fall. Und mit Übermut fängt es an.

Beginnen wir mit dem ersten Naturgesetz der Politik: Die einzige Quelle des Wohlstands in einem Staat ohne Kolonien und Bodenschätze sind die Unternehmen, sind die Leute, die fleissig in den Unternehmen arbeiten. Das ist die Hauptschlagader des Wohlstands. Das ist der Wasserschlauch im Garten Schweiz.

Naturgesetz Nummer zwei: Der Staat kann und muss wohl Geld ausgeben, er kann aber keinen Wohlstand schaffen. Die Zeitgeist-Ökonomen um den Franzosen Piketty liegen falsch. Nicht der Staat ist die Job- und Geldmaschine. Der Staat garantiert die Bedingungen, unter denen die Unternehmen den Garten bewässern.

Drittens: Wenn der Staat zu gross und zu fett wird, wenn er selber zu viel Wasser aus dem Schlauch absaugt, bricht die grosse Dürre aus. Die Blumen verwelken, der Garten trocknet aus. Aus der Oase wird eine Wüste, wenn sich der Staat zu sehr ausbreitet. Wer sagt's den Linken?

Viertes Naturgesetz: Der Staat hat, um seine Aufgaben zu erfüllen, nur zwei Möglichkeiten. Er kann Schulden machen oder Steuern erheben. Schulden sind Diebstahl an kommenden Generationen. Also braucht er Steuern. Daraus folgt: Der Staat hat ein vitales Interesse daran, dass es den Unternehmen gutgeht, den Wohlstandsbringern. Ohne Halsschlagader geht es nicht.

Und ganz wichtig: Nur die Unternehmen zahlen Steuern. Sie zahlen selber Steuern, und sie zahlen die Löhne, mit denen die Angestellten ihre Steuern zahlen. Ohne Unternehmen keine Steuern. Die Polemik gegen Firmen, die legal wenig oder gar keine Steuern zahlen, ist irrig. Selbst Unternehmen, die null Steuern zahlen, zahlen Löhne, mit denen die Angestellten...

Als Friedrich Engels vor 150 Jahren für eine Exkursion in die Schweiz kam, kehrte er ernüchtert heim. Sein niederschmetternder Befund: Die Schweiz sei so rückständig, so arm, dass man hier nicht einmal den Kommunismus installieren könne. Denn Kommunismus kostet Geld, das andere zuerst verdienen müssen.

Von Chinas einstigem Staatsmann Deng Xiaoping, Kommunist, ist sinngemäss der weise Satz überliefert: «Das Wichtigste ist, dass die Katze Mäuse fängt.»

Damit wollte er sagen: Es ist wichtig, dass die Unternehmen Geld verdienen, denn ohne Unternehmen, ohne Wohlstand wird China untergehen. Mit dieser Einsicht machte Deng sein Land innert vierzig Jahren vom Bittsteller zur Grossmacht.

Nein, die Schweiz soll nicht chinesisch werden, aber Deng sah es richtig. Die Katze muss Mäuse fangen. Der unverfängliche französische Aufklärer Voltaire formulierte es so: «Il faut cultiver notre jardin.» Man muss den eigenen Garten pflegen. Und zwar sollte man ihn selber pflegen.

Wie finanzieren wir die Zukunft? Die wichtigste Frage interessiert die Politik derzeit überhaupt nicht. Und alles soll der Staat richten. Klima, Geschlechterbeziehungen, Energieversorgung, Flirt-Leitfäden, Lohnpolizei, Dritte Welt, die Trance des Atomausstiegs: Der Staat traut sich alles, den Unternehmen und den Menschen aber nichts mehr zu.

Entsprechend steigen die Ausgaben, gibt es immer mehr Vorschriften und Regeln, schiesst der Personalbestand nach oben. So ruinierte Frankreich seinen Mittelstand. Die Beamten glauben noch heute, der Staat bringe den Wohlstand, den er nur verbraucht.

Spätromische Dekadenz: Das ist, wenn alle darüber nachdenken, wie man das Geld ausgibt, und niemand mehr fragt, woher der Wohlstand kommt. Andererseits: Sobald es mit der Wirtschaft merkbar abwärtsgeht, wird niemand mehr vom Klima reden.



Gerne unterschätzt: Sarah Bünter. Seite 38



Unfair? Fussball-WM der Frauen. Seite 58



«Ich habe versucht, mit Mitgliedern des IS ins Gespräch zu kommen.»

Sri Sri Ravi Shankar: Seite 16

Titelgeschichte

- 28 **SVP auf Schleuderkurs**
Die inneren Gegner der Volkspartei
- 29 **Kolonialjustiz nach Schweizer Art**
Das Dilemma der Bürgerlichen

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentare**
Spektakuläre Wende in Lausanne
- 10 **Schweiz** Bayram für alle
- 11 **Eine Frage der Moral**
Martin Luther Kings Sündenfall
- 12 **Kopf der Woche** Pietro Supino:
Weltspitze im Kreis 4
- 20 **Zeitgeist**
Abwesende Mütter, kranke Kinder
- 24 **Mörgeli** Professorales Grosshirn
- 24 **Bodenmann**
Schweinepest und Schweinefüsse
- 25 **Medien** Violetter Lügenjournalismus
- 25 **Die Deutschen** Kein Super-GAU
- 48 **Die chinesische Sicht**
Entschlossen gegen Protektionismus

Inland

- 31 **Volksinitiativen** Das geheime Netzwerk der Chemiegegner
- 32 **EU-Rahmenabkommen**
Falscher Partner
- 33 **Die Schweiz würde supranational**
Juristisches Gutachten
- 36 **Walter Thurnherr** Der einflussreichste Hintermann der Schweizer Politik
- 38 **Sarah Bünter** Wie sie die Jugend für die CVP begeistern will

Ausland

- 19 **Inside Washington** High Noon
- 46 **Das Böse ist nie banal** Ankläger Gabriel Bach über Adolf Eichmann
- 49 **Iran** Wie ernst sind die Drohungen?
- 49 **Atom-Deal** Ende mit Schrecken
- 50 **Russland und der Westen**
Fritz Pleitgen und Michail Schischkin

Wirtschaft & Wissenschaft

- 34 **Leeres Zauberwort**
Folgend des EU-Rahmenabkommens
- 40 **Ernst Baltensperger**
Der Ökonom zur Geldpolitik
- 44 **Teure neue Welt**
Die Automobilbranche wird geopfert
- 45 **Regulierungen** Auf dem Weg zum «Nanny Car»

Kultur & Gesellschaft

- 16 **Sri Sri Ravi Shankar** «Wir verlassen diese Welt mit leeren Händen»
- 22 **Anja Graf** Das Winterthurer Ex-Model verschiebt Grenzen
- 37 **Gegenrede**
Wer ist hier der Spassverderber?
- 43 **Andermatt Swiss Alps**
Träume werden Wirklichkeit
- 52 **Ikone der Woche**
«Holz vor der Hütte»
- 54 **Robert Hunger-Bühler** Der grosse Schweizer Schauspieler im Gespräch
- 56 **Alles wird anders** Radikale Wende am Schauspielhaus Zürich
- 58 **Frauenfussball**
Darwinismus im Live-Format
- 59 **Steinerweichend**
Wanderpapst Thomas Widmer

Rubriken

- 9 **Im Auge** Qabus ibn Said
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Franco Zeffirelli
- 26 **Darf man das?**
- 26 **Leserbriefe**
- 27 **Fragen Sie Dr. M.**
- 60 **Die Bibel** Erfolgreiches Wort Gottes
- 60 **Kino** «Long Shot»
- 61 **Knorrs Liste**
- 61 **Jazz** David Torn, Tim Berne, Ches Smith
- 62 **Thiel** Frauendemo
- 62 **Namen** Die Liebe – ein Traum
- 62 **Fast verliebt** Mein Typ Mann
- 63 **Unten durch** Krieg
- 64 **Wein**
Noblesse oblige
- 64 **Salz & Pfeffer**
Kulinarischer Extremismus
- 65 **Auto** BMW X3 M Competition
- 66 **Tamaras Welt**
Ein Leben lang frustriert

Ständerats-
kandidat



Roger Köppel spricht

in allen 162 Gemeinden des
Kantons Zürich! Mehr Infos auf
www.rogerkoepfel.ch
www.weltwoche.ch

Ständeratskandidat Roger Köppel (SVP) wird bis zum Wahltag, dem 20. Oktober 2019, alle 162 Gemeinden im Kanton Zürich besuchen und mit der Bevölkerung direkt über die dringendsten Probleme unseres Landes sprechen.

Thema

Für eine freie und weltoffene Schweiz:

- Kein EU-Unterwerfungsvertrag
- Keine rot-grüne Klimadiktatur
- Schluss mit der masslosen Zuwanderung

Jedermann ist herzlich eingeladen. Kommen auch Sie! Lernen Sie Roger Köppel, Chefredaktor **DIE WELTWOCH**, in Ihrer Wohngemeinde kennen und diskutieren Sie mit. Sie können alles fragen.

Frei und sicher.



	Adlikon	12. April
	Adliswil	13. April
	Aesch (ZH)	13. April
	Aeugst am Albis	20. Mai
	Affoltern am Albis	21. Juni
	Altikon	18. Mai
	Andelfingen	18. Mai
	Bachenbülach	17. Mai
	Bachs	11. Mai
	Bäretswil	29. Mai
	Bassersdorf	15. Juni
	Bauma	12. Mai
	Benken (ZH)	22. Juni
	Berg am Irchel	10. Juli
	Birmensdorf (ZH)	24. Juni
	Bonstetten	27. Juni
	Boppelsen	5. Juli
	Brütten	6. Juli
	Bubikon	6. Juli
	Buch am Irchel	2. August
	Buchs (ZH)	11. Juli
	Bülach	12. Juli
	Dachsen	15. Mai
	Dägerlen	13. Juli
	Dällikon	30. August
	Dänikon	4. August
	Dättlikon	3. August
	Dielsdorf	11. August
	Dietikon	3. August
	Dietlikon	4. August
	Dinhard	5. August
	Dorf	7. August
	Dübendorf	29. Juni
	Dürnten	8. August
	Egg	9. August
	Eglisau	10. August
	Elgg	10. August
	Ellikon an der Thur	18. August
	Elsau	23. August
	Embrach	3. Juli
	Erlenbach (ZH)	15. August

	Fällanden	16. September
	Fehraltorf	17. August
	Feuerthalen	17. August
	Fiscenthal	18. August
	Flaach	1. September
	Flurlingen	24. August
	Freienstein-Teufen	19. August
	Geroldswil	22. August
	Glattfelden	24. August
	Gossau (ZH)	28. August
	Greifensee	29. August
	Grüningen	15. Juni
	Hagenbuch	22. Juni
	Hausen am Albis	4. September
	Hedingen	12. September
	Henggart	5. September
	Herrliberg	7. September
	Hettlingen	7. September
	Hinwil	8. September
	Hittnau	8. September
	Hochfelden	9. September
	Hombrechtikon	14. September
	Horgen	14. September
	Höri	15. September
	Humlikon	15. Oktober
	Hüntwangen	19. September
	Hüttikon	20. September
	Illnau-Effretikon	21. September
	Kappel am Albis	21. September
	Kilchberg (ZH)	22. September
	Kleinandelfingen	23. September
	Kloten	27. September
	Knonau	28. September
	Küsnacht	28. September
	Langnau am Albis	29. September
	Laufen-Uhwiesen	29. September
	Lindau	2. Oktober
	Lufingen	3. Oktober
	Männedorf	4. Oktober
	Marthalen	16. Juni
	Maschwanden	6. Oktober

	Maur	12. Oktober
	Meilen	9. Juli
	Mettmenstetten	11. Oktober
	Mönchaltorf	19. Oktober
	Neerach	17. August
	Neftenbach	10. Oktober
	Niederglatt	19. Juli
	Niederhasli	5. Oktober
	Niederweningen	28. September
	Nürensdorf	12. Oktober
	Oberembrach	16. Juli
	Oberengstringen	13. Oktober
	Oberglatt	13. Oktober
	Oberrieden	14. Oktober
	Oberweningen	18. Oktober
	Obfelden	1. Juni
	Oetwil am See	13. Juni
	Oetwil an der Limmat	1. Juni
	Opfikon	23. Juni
	Ossingen	2. Juni
	Otelfingen	2. Juni
	Ottenbach	1. Juli
	Pfäffikon	5. Oktober
	Pfungen	10. Mai
	Rafz	30. Juni
	Regensberg	11. September
	Regensdorf	23. Juni
	Rheinau	18. Juli
	Richterswil	30. Juni
	Rickenbach (ZH)	4. Juni
	Rifferswil	12. Juni
	Rorbas	3. Juni
	Rümlang	14. Juli
	Rüschlikon	14. August
	Russikon	18. Juni
	Rüti (ZH)	11. Mai
	Schlatt (ZH)	15. Juli
	Schleinikon	5. Mai
	Schlieren	16. Oktober
	Schöfflisdorf	19. Mai
	Schwerzenbach	19. Juni

	Seegräben	12. Oktober
	Seuzach	25. Mai
	Stadel	6. Mai
	Stammheim	6. Oktober
	Stäfa	19. Oktober
	Stallikon	14. Juli
	Steinmaur	17. Juni
	Thalheim an der Thur	24. Mai
	Thalwil	18. September
	Trüllikon	11. Mai
	Truttikon	13. Juli
	Turbenthal	13. September
	Uetikon am See	11. August
	Uitikon	11. Juni
	Unterengstringen	10. September
	Urdorf	17. Juli
	Uster	14. Juli
	Volken	9. Oktober
	Volketswil	12. Mai
	Wädenswil	1. August
	Wald (ZH)	22. September
	Wallisellen	6. September
	Wangen-Brüttisellen	20. Juli
	Wasterkingen	19. Mai
	Weiach	15. Juni
	Weiningen (ZH)	25. September
	Weisslingen	8. Oktober
	Wettswil am Albis	6. August
	Wetzikon	13. Juli
	Wiesendangen	26. September
	Wil (ZH)	21. Juli
	Wila	26. Juni
	Wildberg	19. Oktober
	Winkel	5. Oktober
	Winterthur	15. September
	Zell (ZH)	1. Oktober
	Zollikon	15. April
	Zumikon	7. Oktober
	Zürich	27. Mai



GELESEN

«Ohne Schwimmen keinen roten Pass»

GELESEN

«Es wird eng im Schwimmbecken»

Spektakuläre Wende in Lausanne

Von Katharina Fontana — Das Bundesgericht hält sich bei der Ausschaffung krimineller Ausländer nicht an EU-Vorgaben. Die Personenfreizügigkeit gehe dem Landesrecht nicht vor, sagt es in einem Leiturteil. Endlich.



Schweizerische Ausschaffungsregeln gelten: Flughafengefängnis Zürich.

Das Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht gibt in der Schweiz seit langem zu reden; wie Konflikte zu lösen sind und welches Recht vorgeht, ist umstritten. Auch innerhalb des Bundesgerichts sorgt das Thema immer wieder für Friktionen. Bis anhin war es die Zweite öffentlich-rechtliche Abteilung in Lausanne, die in dieser Frage den Ton angegeben und mit ihren einseitig am Völkerrecht orientierten Urteilen wiederholt für Aufregung gesorgt hat.

Doch lange nicht alle Bundesrichter teilen diese Haltung, wie ein neues Leiturteil der Strafrechtlichen Abteilung deutlich macht. Das Richterergremium – Christian Denys (Grüne), Laura Jacquemoud-Rossari (CVP), Monique Jametti (SVP), Niklaus Oberholzer (SP) und Yves Rüedi (SVP) – hat nun anhand eines Ausschaffungsfalles die Gelegenheit genutzt, für einmal seine Sicht der Dinge darzustellen. Und die sieht deutlich anders aus als jene ihrer internationalistisch gesinnten Kollegen.

Kein Vorrang vor Landesrecht

Zu beurteilen war die Grundsatzfrage, inwieweit ein krimineller EU-Bürger, der laut den schweizerischen Ausschaffungsregeln das Land verlassen muss, durch das Personenfreizügigkeitsabkommen (FZA) mit der EU vor der Ausweisung geschützt ist. Laut FZA be-

ziehungsweise der einschlägigen Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) in Luxemburg darf das Aufenthaltsrecht nur unter sehr engen Bedingungen entzogen werden, während das Schweizer Strafgesetzbuch die Ausschaffung deutlich weiter fasst und – sofern nicht ein eigentlicher Härtefall vorliegt – sie bei Delikten einer gewissen Schwere grundsätzlich immer anordnet.

Dass diese Situation zu Unklarheiten führen kann, ist offensichtlich und ist natürlich auch den ausländischen Delinquenten und deren Anwälten nicht verborgen geblieben, die nun gehäuft vor das Bundesgericht ziehen und sich auf die Personenfreizügigkeit berufen. Doch mit Entgegenkommen dürfen sie in Lausanne kaum rechnen, wie sich jetzt zeigt.

Die Strafrechtliche Abteilung ist nämlich nicht gewillt, bei der Ausschaffung krimineller EU-Ausländer den strikten Leitlinien zu folgen, die der EuGH gezogen hat. Vielmehr pocht sie darauf, das FZA eigenständig zu interpretieren und den ausdrücklichen Entscheidungen des Schweizer Strafgesetzgebers so weit möglich Rechnung zu tragen. Der EuGH sei nicht berufen, «für die Schweiz das FZA verbindlich zu bestimmen», heisst es im Urteil, die unionsrechtliche Auslegung sei nicht automatisch zu übernehmen. Die Schweiz und die

»» Fortsetzung auf Seite 10

Panik am Nadelöhr



Qabus ibn Said, Sultan des Oman.

Er ist der Feuerwehrmann am Nadelöhr des Öls. An die Macht kam der Sultan, als er 1970 seinen Vater stürzte, der sich selbstverteidigend ins Knie schoss und danach nach London zu den alten Schirmherren flüchtete. Auch Qabus ibn Said, seither der absolute Herrscher des Oman, ist *very british* orientiert. Ausgebildet an der Militärakademie Sandhurst, versucht er in seinem fast so grossen Land wie Deutschland mit nur 4,3 Millionen Einwohnern den Spagat zwischen Moderne und Tradition, faktisch ein Militärdiktator mit dem weltweit höchsten Wehretat, gemessen am Bruttosozialprodukt. Und als Premier-, Aussen-, Finanz-, Verteidigungsminister und Staatsbankchef in einer Person mit einem Trupp Sandhurst-Boys an den Schlüsselstellen. Er kontrolliert, mit dem Iran auf der andern Seite, die Strasse von Hormus, den vierzig Kilometer schmalen Engpass zum Persischen Golf, wo 35 Prozent des global verbrauchten Erdöls passieren und wieder einmal Panik aufflammt.

Sultan Qabus, mittlerweile 78, hat den Oman in einen Brückenkopf der Verlässlichkeit verwandelt. Auch weil die eigenen Ölreserven endlich schienen, baute er das Land als 1001-Märchen-Kulisse für den Tourismus auf. Nizwa, die Oasenstadt mit ihrem genialen uralten Wassersystem. Salala, die spriessend grüne tropische Hafenstadt, wo Qabus selber zur Welt kam. Doch neue geologische Bohrungen in der Wüste stiessen auf riesige Erdgasvorkommen. Der Oman könnte, wie der Winzling Katar, über Nacht ein Energiegigant werden.

Wer kommt nach dem Alleinherrscher Qabus? Der Sultan war einmal kurzzeitig mit einer Cousine verheiratet und hat keine Kinder. Die Gerüchte wucherten, als er vor fünf Jahren schwer erkrankte und sich in Deutschland behandeln liess. Er kehrte nach acht Monaten geheilt in seinen Al-Alam-Palast in der Hauptstadt Maskat zurück. Und was ist Fortschritt? Sein Vater liess einst Leute einkerkern, die ihre Augen hinter Brillengläsern verbargen. Unter Qabus wird gebüsst, wer mit einem schmutzigen Auto herumfährt. Peter Hartmann

EU hätten vereinbart, dass die Rechtsprechung des EuGH bei der Anwendung des FZA zu «berücksichtigen» sei, dies gelte aber «nur im Rahmen des verfassungsrechtlich massgebenden Rechts». Und dann kommt der bemerkenswerte Satz: Die Schweiz und die EU hätten «keinen völkerrechtlichen Vorrang des FZA vor dem Schweizer Landesrecht, namentlich dem Strafrecht» normiert.

Die Strafrichterinnen und -richter grenzen sich damit klar von der Zweiten öffentlich-rechtlichen Abteilung des Bundesgerichts ab, die sich in ihren ausländerrechtlichen Entscheidungen jeweils ergeben an jedes Komma der Luxemburger Urteile hält und sich 2015 gar zur Aussage verstiegen hat, das FZA beziehungsweise die fortlaufende EuGH-Rechtsprechung zur Personenfreizügigkeit stünden über der Bundesverfassung – genauer gesagt über dem Artikel gegen die Massenzuwanderung.

Mit dem neuen Leiturteil wird diese umstrittene Haltung stark relativiert. Das Bundesgericht, oder zumindest ein Teil von ihm,

Mit dem Rahmenabkommen könnte die EU jederzeit ihren eigenen Gerichtshof einschalten.

zeigt, dass es sich dem Willen von Volk und Parlament verpflichtet fühlt – endlich, möchte man sagen. Konkret bedeutet dies, dass die Schweiz ihre scharfen Ausschaffungsregeln trotz FZA anwenden und einen Kriminellen prinzipiell auch dann in ein EU-Land zurückschicken kann, wenn dies laut den Vorgaben des EuGH nicht zulässig wäre.

Auf Linie bringen

Der rechtspolitisch brisante Entscheid liefert auch ein gutes Anschauungsbeispiel dafür, wie stark das geplante institutionelle Rahmenabkommen mit der Europäischen Union das Bundesgericht einschränken würde. Wäre die EU nicht damit einverstanden, wie die höchsten Schweizer Richter die Ausschaffung von kriminellen Unionsbürgern handhaben, könnten ihre Beamten die Sache in den Gemischten Ausschuss bringen und, nach erfolglosem Einigungsversuch, anschliessend das Schiedsgericht zur Hilfe rufen. Dieses müsste dann beim machtvollen EuGH anklopfen und ihm die Frage unterbreiten, inwieweit die Schweiz der EuGH-Rechtsprechung zur Personenfreizügigkeit Folge leisten müsste.

Es ist nicht allzu schwierig, sich das Ergebnis vorzustellen. Oder einfach gesagt: Mit dem Rahmenabkommen könnte die EU jederzeit ihren eigenen Gerichtshof einschalten, um die Schweiz auf Linie zu bringen. Mit selbstbestimmten Entscheiden, wie sie das Bundesgericht jetzt gefällt hat, wäre es dann vorbei.

Schweiz

Bayram für alle

Von Philipp Gut — Im Getöse um Andreas Glarner's Facebook-Post geht die eigentliche Frage unter: Ist es richtig, an den Schulen allen möglichen Religionen Feiertage à discrétion zu offerieren?



Im dreistelligen Bereich: SVP-Nationalrat Glarner.

Am Anfang stand ein Brief. Darin wies eine junge Primarlehrerin aus dem Schulhaus Falletsche im Zürcher Quartier Leimbach alle Eltern darauf hin, dass sie ihre Kinder für das islamische Fest des Fastenbrechens (Bayram) von der Schule dispensieren lassen könnten. Wörtlich schrieb die Lehrerin: «Wenn Ihr Kind morgen wegen Bayram nicht zur Schule kommt, kann es dies ohne Jokertag. Ich brauche aber eine Bestätigung per Mail oder SMS von Ihnen. Für alle, die morgen Bayram feiern, wünsche ich ein tolles Fest.» SVP-Nationalrat Andreas Glarner bekam Wind von dem Schreiben und postete es auf Facebook, mitsamt der E-Mail-Adresse und der Handynummer der Lehrerin. Worauf ein Shitstorm losbrach, der zuerst die Lehrerin, dann Glarner selbst erfasste.

Die *Weltwoche* hätte gerne mit der betroffenen Lehrerin und mit der für sie zuständigen Co-Schulleiterin Esen Özkan Kul gesprochen. Beide stehen aber nicht zur Verfügung. Kul sagt am Telefon, sie habe dafür «ganz private» Gründe. Geduldig Auskunft erteilt dagegen Kreisschulpflegepräsident Roberto Rodriguez (SP). Er erzählt, dass auf Handy und E-Mail der Lehrerin Reaktionen im dreistelligen Bereich eingingen. Neben kritischen Kommentaren habe es auch Zustimmung gegeben. Das genaue Verhältnis von Pro und Kontra sei nicht ausgewertet.

Der Glarner-Post habe auch viele Fragen von Eltern ausgelöst, wie es nun mit den Feiertagsregelungen genau stehe. «Befremdlich» sei aus seiner Sicht, dass die Schule weder inhaltlich noch kommunikativ Fehler begangen habe und trotzdem im Kreuzfeuer der Kritik stehe. Es habe auch Drohungen gegeben. Zurzeit würden rechtliche Schritte «mehr als nur geprüft». Ob davon auch Andreas Glarner betroffen sei, könne er im Moment nicht sagen.

Im Getöse ging die eigentliche Frage unter: Ist es gut und richtig, dass die Schulen immer mehr religiöse Feiertage für alle möglichen Religionen und Konfessionen gewähren? Das Volksschulamt des Kantons Zürichs listet eine ganze Reihe davon auf, von den Evangelisch-Reformierten über die Griechisch-Orthodoxen, die Serbisch-Orthodoxen, die Muslime und die Juden bis hin zu den tamilischen und tibetischen Buddhisten. Insgesamt sind es Dutzende. Man könnte sich auch auf einen strikt laizistischen Standpunkt stellen. Demnach würden die Feiertage, die ursprünglich auf christliche Kirchenfeste zurückgehen, nicht aus religiösen Gründen gewährt. Welcher Katholik nimmt an Auffahrt schon an einer Prozession oder an einem mehrstündigen Umritt teil? Fahren wir nicht lieber für eine paar Tage ins Tessin? Im Luzernischen, wo ich herkomme, feiert man im August Mariä Himmelfahrt. Es würde mir nie in den Sinn kommen, von meinem Zürcher Arbeitgeber zu verlangen, dass er mir an diesem Tag bezahlten Urlaub gibt.

Pädagogisches Argument

In der Schule ist es heute aber so: Es gilt die Regel, dass Schüler, die aus religiösen Gründen Dispens erhalten, dafür nicht einmal ihre Jokertage hergeben müssen, die ihnen zwei beliebige Freitage ermöglichen. Bei dreizehn Wochen Ferien – das entspricht einem Vierteljahr – wäre es durchaus vertretbar, die Jokertage abzuziehen, wenn jemand aus religiösen Motiven freinehmen will. Mehr läge dann nicht mehr drin. Dafür gibt es auch ein pädagogisches Argument: Die erhöhte Präsenzzeit im Unterricht käme insbesondere den Kindern aus bildungsfernen Migrantenfamilien zugute, die erfahrungsgemäss oft nicht zu den schulisch stärksten gehören. Auch für Lehrer, Schulleiter und Schulpfleger wäre die Sache einfacher. Ent-rüstungstürme wie im Fall Glarner jedenfalls blieben dann aus.

Martin Luther Kings Sündenfall

Von Eugen Sorg — Enthüllungen des Historikers David Garrow stellen die Donatisten des #MeToo-Zeitalters vor ein Dilemma: Müssen sie die Heiligenfigur der Afroamerikaner neu beurteilen?

Kann ein schlechter Mensch Gutes erschaffen? Können ein Kunstwerk, eine herausragende wissenschaftliche oder politische Leistung weiterhin verehrt werden, auch wenn sich herausstellt, dass ihre Urheber im privaten Leben moralisch verwerflich oder gar abstoßend handelten?

Die Antworten auf diese alten Fragen fielen in jüngster Zeit eindeutig aus. Wer in der Ära von #MeToo vom Scherbengericht des Internet-Mobs eines moralischen Vergehens für schuldig befunden wird, fällt nicht nur der sozialen Ächtung anheim, sondern muss auch damit rechnen, dass sein ganzes Werk unter Giftverdacht gestellt wird. Leinwand-Ikone und Oscar-Preisträger Kevin Spacey beispielsweise wurde der wiederholten sexuellen Übergriffe bezichtigt. Es folgte ein jäher und tiefer Sturz vom hollywoodschen Olymp. Er wurde aus seinem neuesten, bereits fertiggestellten Film wieder herausgeschnitten, und der Sender Netflix kippte ihn aus der global erfolgreichen TV-Serie «House of Cards», einer auch dank Spaceys mimischer Virtuosität grossartigen und abgründigen Studie über Macht, Sex und Korruption.

Die selbsternannten Richter unterscheiden nicht zwischen dem Künstler und seiner Kunst. Sie können Wahrheit und Wert einer Schöpfung nicht unabhängig vom Urheber denken und klassifizieren. Ist der Autor verderbt, so deren Urteil, muss auch sein Werk kontaminiert sein, egal, ob man es eben noch gefeiert hat.

Mit demselben Rigorismus werden Figuren aus der westlichen Geschichte unter die Lupe genommen: Feldherren, Philosophen, Politiker, Unternehmer, in der Regel weisse Männer. Wird die Tugendpolizei fündig – und das wird sie immer, weil sie das Verhalten der Altvordern an den heute geltenden Massstäben misst –, werden die Gedenktafeln der Überführten zerstört, deren Statuen umgeworfen, deren Bücher aus dem Lehrplan verbannt.

Diese ahistorisch-moralistische Haltung erinnert an die Lehre der Donatisten, einer christlichen, sektenartigen Bewegung im Nordafrika des 4. Jahrhunderts. Sie vertraten die Auffassung, dass Gebete nur wirksam seien und die heiligen Sakramente wie Taufe, Abendmahl oder Priesterweihe nur gültig, wenn der sie zelebrierende Kirchenmann

persönlich absolut sündenfrei sei. Wie ihre modernen Wiedergänger glaubten auch die Anhänger von Donatus von Karthago, dass ohne makellose Tugend- und Glaubensbilanz keine Wahrheit und keine Erlösung möglich seien.

Allerdings reagieren unsere modernen Donatisten nicht immer konsequent. Diesen Monat erschien im britischen Magazin *Standpoint* ein längerer Beitrag über Dr. Martin Luther King. Der Verfasser David Garrow, renommierter Historiker, der für eine frühere Biografie über King mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnet worden war, zeichnet darin ein verstörendes Bild vom Helden der Bürgerrechtsbewegung. King war jahrelang vom FBI überwacht worden. Man hatte seine Wohnung und seine Büros verwandt, ebenso die Hotels, in denen er abstieg. Nun war ein Teil der Abhörprotokolle zugänglich geworden, Garrow zitiert für seinen Artikel ausführlich aus ihnen. Reverend King, verheirateter Vater von vier Kindern, entpuppt sich als munterer Fremdgänger mit über vierzig Geliebten, als Harvey Weinstein der Bürgerrechtsbewegung. Die Protokolle erzählen von seiner Vorliebe für Gruppen-



sex wie etwa mit einer bekannten schwarzen Gospelsängerin und einer weissen Prostituierten, zu dem er einen Kollegen herbeitelefonierte: «Beweg deinen verdammten Arsch her, ich habe eine wunderbare weisse Tusse hier.» Man erfährt, dass sich King mit einem befreundeten Baptistenpfarrer in einem Hotel in Washington getroffen habe. Der Freund war in Begleitung von einem Dutzend weiblicher Angehöriger seiner Kirche. Als die beiden Männer sich darüber berieten, welche der Frauen sich für welche Sexpraktiken eignen würden, habe eine der Anwesenden protestiert, worauf der Pfarrfreund sie vergewaltigt habe. Laut FBI-Lauschprotokoll aus dem benachbarten Hotelzimmer habe King «zugeschaut, gelacht und Tipps gegeben».

Die King-Enthüllungen stellen die Donatisten des #MeToo-Zeitalters vor ein Dilemma. Stimmt die Vorwürfe und Dr. King war tatsächlich Komplize bei einer oder mehreren Vergewaltigungen gewesen, müssten sie gemäss ihren Vorstellungen das Vermächtnis Kings neu beurteilen, konsequenterweise auch die Umbenennung all der Tausende Schulen, Parks, Strassen und Gedenkstätten fordern, die seinen Namen trugen. Denkbar bei einem verspotteten Südstaatengeneral, undenkbar bei einer säkularen Heiligenfigur wie dem Afroamerikaner King. Sie beschlossen, die Sache auszusitzen. Historiker Garrow hatte seinen Beitrag der *New York Times*, dem *Atlantic*, der *Washington Post* und dem *Guardian* angeboten. Keines der führenden linksliberalen Blätter druckte ihn ab.

Kirchenvater und Schriftsteller Augustinus hatte schon damals der rigiden Moral der Donatisten widersprochen. Auch fehlbare Priester könnten gültige Sakramente spenden, befand er, sei doch Christus selber der Schöpfer dieser heiligen Handlungen. Und übrigens seien alle Menschen sündig, sogar die Heiligen, «solange sie noch im Leibe lebten». Übersetzt in die heutige Zeit heisst dies, dass erstens auch unvollkommene Menschen grosse Dinge vollbringen können; dass es zweitens eine objektive Wahrheit ausserhalb von uns selbst gibt, unabhängig von unseren Meinungen und Einfällen; und drittens, dass alle Menschen Fehler begehen, zum Teil auch schwerwiegende. Diese Möglichkeit ist Teil der *Conditio humana*.

Wenn die FBI-Files die Wahrheit erzählen, dann hat King moralisch unappetitliche, verabscheuungswürdige Dinge getan. Schmälern sie seine Verdienste um eine Gesellschaft ohne rassische Diskriminierung? Nein. Er riskierte sein Leben im gewaltfreien Widerstand gegen Dummheit und Unterdrückung. Sein Erbe ist grösser als seine Person.

Weltspitze im Kreis 4

Von Kurt W. Zimmermann — Pietro Supino, der neue Alleinherrscher des Medienhauses Tamedia, hat eine einzigartige Erfolgsstory geschrieben. Hätten die anderen Verleger so wie Supino geschäftet, dann gäbe es in der Schweiz das Wort «Medienkrise» nicht.

Wenn man Pietro Supino mit einem knappen Eigenzitat beschreiben will, dann hilft ein Beispiel von hoher See. Supino, der Präsident von Tamedia, verbringt einen Teil des Sommers jeweils auf seinem Segelschiff im Mittelmeer.

«Ich segle gern», sagt Supino, «aber ich möchte nicht, dass wir deshalb ein Seglermagazin herausgeben.»

Damit ist fast alles darüber gesagt, was einen erfolgreichen Verleger ausmacht. Er tut nicht das, wonach sein Herz ihn drängt. Er tut das, was Rendite bringt.

Pietro Supino und seine Tamedia sind, gemessen am finanziellen Firmenerfolg, ein helvetischer Sonderfall, der nur mit Unternehmen wie Roche oder Rolex vergleichbar ist. Supino gehört zu den erfolgreichsten Medienunternehmern der ganzen Welt. Um die Leistung ins richtige Licht zu rücken, muss man nur die Zahl der Zahlen betrachten.

Supino wurde im Jahr 2007 VR-Präsident von Tamedia. In den zwölf Jahren seitdem machte sein Verlagshaus auf Ebitda-Stufe, also vor Steuern und Abschreibungen, einen kumulier-

Als er in die Romandie reiste, um seine Überlegungen darzulegen, blieben die Journalisten dem Anlass fern.

ten Gewinn von insgesamt 2,32 Milliarden Franken. Das ist gigantisch. Selbst in mässigen Jahren, wie zuletzt 2018, sank der Gewinn des Hauses nicht unter 200 Millionen, also nicht unter eine Gewinnmarge von 20 Prozent.

«Geldsack»

Ausgerechnet in der kleinen Schweiz ist damit ein Medienunternehmen entstanden, das bei der Rentabilität zur absoluten Spitze gehört. Supinos Tamedia ist deutlich erfolgreicher als Top-Unternehmen wie The New York Times Company, The Washington Post, News Corp, Disney, Lagardère oder Warner Media. Nur der Axel-Springer-Konzern aus Berlin ist im internationalen Vergleich noch eine Spur besser unterwegs als die Zürcher aus dem Kreis 4.

Interessanterweise hat die Schweizer Öffentlichkeit, und genauso die Schweizer Medien, nie richtig realisiert, was für eine Perle der Verlagsindustrie in ihrem eigenen Land herangewachsen ist. Supino und Tamedia bezogen stattdessen Prügel, wo es nur immer ging. Selbst die hauseigenen Journalisten



Gegenteil eines Opportunisten: Verleger Supino.

schwangen stets gern die Keule gegen ihren Arbeitgeber.

Wann immer von Supino und seiner Firma die Rede ist, so listete es die NZZ in einem Porträt des Tamedia-Chefs einmal auf, fallen die immergleichen drei Wörter: «Kahlschlag», «Massaker» und «Einheitsbrei».

Die Zusammenfassung dieser drei Kritikpunkte lieferte Supino an einer Podiumsdiskussion in Bern vor kurzem gleich selbst. Es

sei ihm schon bewusst, sagte er, dass er als «Geldsack» gelte.

«Geldsack» ist die Umschreibung, die vor allem linke Journalisten – also rund zwei Drittel des Gewerbes – für finanziell erfolgreiche Verleger gern verwenden. Ihren besonderen Zorn zog sich Supino vor anderthalb Jahren zu. Für seine zwölf Abo-Zeitungen führte er eine Zentralredaktion ein, die aus einer Hand sämtliche Titel mit den Themen aus Inland,

Ausland, Wirtschaft und Gesellschaft beliefert.

Die Journalisten von Supinos *Tages-Anzeiger* kochten darauf ein öffentliches «Einheitsbri-Risotto», um gegen die Massnahme zu protestieren. Als Supino in die Romandie reiste, um der Redaktion seiner *Tribune de Genève* seine Überlegungen darzulegen, blieben die Journalisten dem Anlass demonstrativ fern. Auch von der Redaktion der *Berner Zeitung* wurde der eigene Verleger boykottiert.

Dreissig Millionen für Online

Es war Trotz am falschen Objekt. Denn Supino hatte bloss als Erster eine Effizienzsteigerung umgesetzt, die sich in der Branche längst als Trend abzeichnete. Als kurz darauf die NZZ-Regionalmedien mit den Aargauer AZ Medien zum neuen Grosskonzern CHMedia fusionierten, kopierten sie Supinos Konzept einer Zentralredaktion eins zu eins. Diesmal protestierte kein Journalist mehr gegen vermeintlichen Einheitsbri.

Damit sind wir der Erklärung nahe, warum Supino sowohl der erfolgreichste wie auch der kontroverseste Verleger des Landes geworden ist. Er war seiner Zeit stets voraus. An den Pionieren, dies eine alte Wirtschaftsregel, können sich die Schlafmützen jeweils am besten abarbeiten.

2009 war Supino der Erste im deutschsprachigen Raum, der bei einer Zeitung eine massive Sparübung inszenierte. Er sah richtig voraus, dass die Abo-Zahlen und Anzeigen Erlöse im Zeitungsgeschäft unaufhaltsam weiter sinken würden. Beim *Tages-Anzeiger* strich Supino darum auf einen Schlag 57 Stellen. Der sogenannte «Kahlschlag» ging auch als «Mai-Massaker» in die Mediengeschichte ein. Das Protestgeheul von Journalisten, Gewerkschaften und Politik war gewaltig.

In der Folge folgten nahezu alle andern Grossverlage Supinos Beispiel und bauten ihre Redaktionsbestände ebenfalls deutlich zurück. Der Aufschrei in der Öffentlichkeit blieb bei ihnen aus, weil der Bösewicht aus dem Kreis 4 schon vorgespurt hatte. Verlage wie die Basler Zeitung Medien oder die Winterthurer Ziegler Druck- und Verlags-AG (*Landbote*), die solch zwingende Sparaktionen mieden, mussten schnell einmal verkauft werden.

Wiederum als Erster begann Supino nun mit gewaltigen Investitionen in digitale Marktplätze, die sein bisheriges Geschäft mit gedruckten Kleinanzeigen für Immobilien, Stellen und Alltagsgüter verdrängten. Für Hunderte von Millionen kaufte er Plattformen wie Homegate.ch, Jobs.ch, Ricardo.ch und Starticket.ch auf.

Natürlich hagelte es auch diesmal Kritik. Supino, so ätzten diesmal die Medien von der lieben Konkurrenz, habe sich damit «aus der Publizistik verabschiedet». Sie übersahen dabei grosszügig, dass Tamedia weiterhin rund tausend Journalisten beschäftigt und neben der

SRG die weitaus grösste Redaktion des Landes stellt.

Auch diesmal sah Supino richtig voraus. In diesem Jahr werden seine digitalen Aktivitäten rund zwei Drittel des Tamedia-Gewinns abliefern. Von den abonnierten Tageszeitungen hingegen kommt noch etwa ein Fünftel. Wieder sprangen andere Medienhäuser wie Ringier auf dieselbe Strategie auf, setzten ebenfalls auf digitales Wachstum und verbesserten dadurch ihr Ergebnis massiv.

In diesem Frühjahr kündete Supino an, zusätzliche dreissig Millionen in seine Tageszeitungen zu investieren, um sie online noch fitter zu machen. Weil höhere Redaktionsbudgets nicht ins Image des Sparonkels passen, war die Resonanz nahe null.

Dass Supino sich meist als Erster auf Neuland traut, hat mit seinem wohl auffallendsten Charakterzug zu tun. Er ist das Gegenteil eines Opportunisten. Öffentlicher Applaus ist nicht seine persönliche Priorität.

Supino ist es nicht sehr wichtig, zur besseren Gesellschaft dieses Landes dazuzugehören. Anders als viele andere Verleger sieht man ihn kaum je mit dem Champagnerglas an Theaterpremierer, Kunstvernissagen und Cocktail-Empfängen. Private Partys, zu denen bedeutende Politiker und Manager geladen sind,

Supinos Profitmaximierung machte aus der Schweizer Medienlandschaft eine Zweiklassengesellschaft.

richtet er keine aus, auch dies im Gegensatz zu manch anderem Verleger. In den Klatschspalten sieht man ihn nie.

Supino ist halb Schweizer, halb Italiener. Er ist der Sohn von Rena Coninx, der Erbin aus einer der drei Tamedia-Besitzerfamilien. Sie war verheiratet mit Ugo Supino, einem Manager von Pirelli und Alfa Romeo. Bis zum Alter von sechs Jahren lebte die Familie in Mailand, dann trennten sich die Eltern. Die Mutter zog mit Sohn Pietro ins Zürcher Quartier Witikon, wo er in der Schule der einzige Italienerbub war. Es war die Zeit der hitzigen Überfremdungsiniciativen von James Schwarzenbach und Valentin Oehen. Auf dem Pausenplatz war es keine sehr einfache Zeit für einen Jungen, der ein Zuwanderer war.

Vor diesem Hintergrund, so würde der Hobbypsychologe sagen, ist man nicht sehr interessiert, in seinem Leben stets gefälliges Schulterklopfen einzusammeln. Man fällt Entschiede, die wenig populär, dafür aber profitabel sind, auch wenn sie Naserümpfen auslösen, denn Naserümpfen ist man gewohnt.

Supinos konsequente Profitmaximierung machte aus der Schweizer Medienlandschaft eine Zweiklassengesellschaft. Würde etwa das Haus Ringier ebenso erfolgreich arbeiten wie Tamedia, würde es einen Gewinn von 200 Mil-

lionen machen. In Wirklichkeit sind es 110 Millionen. Wäre die NZZ-Gruppe ebenso erfolgreich wie Tamedia, läge ihr Gewinn bei 80 Millionen. In Wirklichkeit sind es 34 Millionen. Wäre CH Media ebenso erfolgreich wie Tamedia, hätte sie einen Gewinn von 90 Millionen. In Wirklichkeit sind es 30 Millionen.

Kurzum: Hätten die anderen Verleger so wie Supino geschäftet, dann gäbe es in der Schweiz das Wort «Medienkrise» nicht.

Letzte Woche überraschte dann Supino erneut mit einer unerwarteten Wende. Er löste sein bisheriges Unternehmen auf.

Sein Tamedia-Konzern wird in Zukunft aus vier Gesellschaften bestehen, die als eigenständige Aktiengesellschaften im Markt auftreten. Es gibt künftig je eine AG für die Zeitungen, für die Pendlermedien, für die digitalen Marktplätze und für die Werbevermarktung.

Einen CEO des gesamten Unternehmens, wie bisher, braucht es nicht mehr. Er verlässt das Unternehmen. Supino wird neuer Chef aller vier Firmeneinheiten und zugleich Präsident der Holding, in der die vier Firmeneinheiten zusammengefasst sind.

Supino ist somit der Alleinherrscher des grössten Schweizer Verlagshauses. Das ist ungewöhnlich. Alle grossen Medienunternehmen trennen zwischen der operativen Führung durch den CEO und der strategischen Führung durch den VR-Präsidenten. Bei Tamedia gibt es nun nur noch einen einzigen Cäsar.

Bemerkenswerte Spitzkehre

Dass Supino zugleich auch noch Präsident der Branchenorganisation Verband Schweizer Medien ist, überrascht in dieser Konstellation nicht mehr sonderlich. Es ist eine Machtballung an der Tamedia-Spitze, die, auch international betrachtet, einzigartig ist.

Als Präsident des Verlegerverbandes vollzog Supino zuletzt eine bemerkenswerte Spitzkehre. Nachdem er gegenüber staatlichen Subventionen für die Medienbranche stets skeptisch gewesen war, legt er sich neuerdings mächtig für Staatsbeihilfen ins Zeug. Er fordert 120 Millionen an Bundesgeldern für die Hauszustellung der Zeitungen, eine Vervierfachung der heutigen 30 Millionen.

Rund ein Drittel der 120 Millionen wird dabei an Tamedia fliessen. Hilfreich ist dabei, dass Supino seine Zeitungen nun in eine eigenständige Aktiengesellschaft ausgelagert hat. Im Zeitungsgeschäft – separat ausgewiesen – fallen im Gegensatz zur Online-Sparte künftig nur noch bescheidene Gewinne an. Es gibt darum keinen Grund, dem ansonsten enorm rentablen Tamedia-Konzern staatliche Gelder für seine schrumpfende Zeitungssparte zu verwehren.

Es sieht ganz danach aus, als ob das Parlament die Ideen von Pietro Supino zumindest teilweise unterstützen wird. Der erfolgreiche Geldsack wäre dann sogar ein staatlich geförderter Geldsack.

Personenkontrolle

Keller-Sutter, Berset, Aeschi, Parmelin, Molina, Sollberger, Schwab, Gössi, Jans, Amsler, Schläpfer, Suraikin, Binder

Karin Keller-Sutter, Mahnerin, verblüfft durch ihre Wendigkeit. Nachdem die Regierung des Kantons Basel-Stadt in Übernahme eines linken Postulats sich geweigert hatte, eine rechtskräftige Ausschaffung zu vollziehen, erinnerte die FDP-Justizministerin die Basler autoritär an die Regeln des Rechtsstaats. Zuvor hatte die lokale SVP sich hilfeschend an die Vorsteherin des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements gewandt. Unerwähnt liess die gestrenge Landesmutter, dass sie selbst einmal einer rechtskräftig abgewiesenen tricksenden Asylantenfamilie zur Bleibe verholfen hatte. Das war vor zwei Wahlperioden, und Keller-Sutter war damals noch Regierungsrätin im Kanton St. Gallen. Sie kandidierte für den Ständerat. Dabei war sie auch auf die Stimmen der Linken angewiesen. (*gut*)

Alain Berset, fürs Gesunde zuständiger Innenminister, muss über die Bücher. In der vom Bundesrat erlassenen Tabakverordnung, die in den Kompetenzbereich von Berts Bundesamt für Gesundheit fällt, wird der Kautabak Snus verboten, ohne dass dafür eine genügende Rechtsgrundlage besteht. Das hat das Bundesgericht jüngst entschieden. Die Tabakverordnung sei in diesem Punkt gesetzes- und verfassungswidrig, so die Lausanner Richter. Der Snus-Fall hat diese Woche auch im Nationalrat eine Rolle gespielt. Um die teilweise allzu forsche Exekutive und die übereifrige Verwaltung beim Erlass von Verordnungen künftig notfalls in die Schranken weisen zu können, hat die Grosse Kammer eine auf **Thomas Aeschi** (SVP) zurückgehende Vorlage für ein Verordnungsveto angenommen – unter anderem mit Hinweis auf die Snus-Angelegenheit. (*fon*)

Guy Parmelin, Pferdeliebhaber, hat eine Rasse besonders ins Herz geschlossen: die Freiberger. Das liess der SVP-Bundesrat bei seiner Festansprache zum 100-jährigen Bestehen der Pferderennen Frauenfeld durchblicken. Das Jurapferd, wie man es auch nennt, ist die letzte ursprüngliche Schweizer Pferderasse und ein Arbeitstier. Es wurde in der Vergangenheit unter anderem in Armee und Landwirtschaft eingesetzt. Parmelins Geständnis war natürlich nicht ganz nach dem Geschmack des zum Teil prominenten Publikums auf der Haupttribüne, welches geschmeidige Rennpferde bevorzugt. Das leichte Raunen im Publikum legte sich indes rasch, als Parmelin seine Vorliebe



Eine für alles: CVP-Präsidentin Binder.



Stalins Sexleben: Kommunist Suraikin.



Will auch: FDP-Kandidat Amsler.



Abgeschmiert: SP-Nationalrat Molina.

ausführte. «Die Freiberger sind wie die Schweizer und ihre Demokratie. Sie sind vielleicht nicht die Schnellsten, dafür robust, vielseitig und elegant» – was wieder einmal gesagt werden musste. (*hmo*)

Fabian Molina, Kleckser, verunfallte mit einer verunglückten Aktion den edlen Parkettboden im Bundeshaus. Der SP-Nationalrat besprayed am letzten Freitag in einem Sitzungszimmer Stofftransparente für den Frauenstreik mit einer Sprühdose auf Nitro-Basis. SVP-Nationalrätin **Sandra Sollberger**, von Beruf Malermeisterin mit entsprechend geschulter Nase, roch den Braten und alarmierte den Hausdienst. Als dieser eintraf, war der Schaden schon angerichtet: Die Farbe hatte durchgedrückt und war in den Holzboden eingezogen. Das Katz-und-Maus-Spiel war damit aber noch nicht zu Ende. Sollberger, in der Rolle der Katze, stellte fest, dass Molina ausgerechnet zu der Zeit, als die Frauendemonstration stattfand, die Zimmer Nr. 286 und 287 reserviert hatte, die direkte Sicht auf den Bundesplatz ermöglichen. Dort waren Molinas Transparente



Feminist des Tages: SP-Nationalrat Jans.

tatsächlich schon aufgehängt. Allerdings nicht für lange: Noch bevor der Generalsekretär der Parlamentsdienste, **Philippe Schwab**, eingreifen konnte, hatte Sollberger sie eigenhändig wieder entfernt. Solche Aktionen seien nämlich nicht erlaubt, sagt die resolute Malermeisterin: «Ich bin ja sehr harmoniebedürftig, aber einmal ist fertig.» (*gut*)

Petra Gössi, ehemalige Befürworterin der Kernkraft, dreht wundersame Pirouetten. Im Oktober 2016 stimmte sie noch mit einer Minderheit ihrer freisinnigen Fraktion gegen den Ausstieg aus der Atomenergie. Davon will sie jetzt nichts mehr wissen. Obwohl eine Mehrheit der FDP-Mitglieder sich in der von Parteipräsidentin Gössi anberaumten Öko-Befragung für den Bau neuer Kernkraftwerke ausgesprochen hat, beschied sie der *Schweiz am Wochenende*, darüber werde sie «keine Diskussion» führen. Was sich nicht ganz vermeiden lassen dürfte: Für die Delegiertenversammlung vom Samstag beantragen 113 Mitglieder: «Das Verbot zum Bau neuer Kernkraftwerke ist aufzuheben.» (*fsc*)

Beat Jans, Opportunist, trug am Tag des Frauenstreiks im Nationalratssaal die auffälligste Tracht: Um seinen Kopf hatte er ein violettes Tuch mit dem kommunistisch-feministischen Emblem des Streiks gebunden. In der Wandelhalle des Bundeshauses kursierte der Witz, der Basler SP-Nationalrat Jans habe wohl eine Wette verloren und müsse zur Strafe in dieser Aufmachung herumlaufen. Andere gingen noch weiter: Sie sprachen vom «peinlichsten Politiker der Schweiz». (*gut*)

Christian Amsler, wild entschlossener Kandidat, will unbedingt nach Bern. Seine Partei, die Schaffhauser FDP, hat ihn im März für den Ständerat nominiert. In der Zwischenzeit haben bei den Freisinnigen aber Bedenken eingesetzt. Der Parteivorstand bat den Kandidaten an seiner Sitzung von vorletztem Mittwoch, sich innert Wochenfrist zu überlegen, ob er wirklich kandidieren wolle. Bereits nach wenigen Tagen verlautbarte Amsler auf Facebook: «Ich kandidiere für die FDP und will, dass wir alle gemeinsam weiterkommen. Die Schweiz will. Willst du auch?» Der Schaffhauser Bildungsdirektor sieht sich wegen der Missstände an der Schulzahnklinik mit einer parlamentarischen Untersuchungskommission konfrontiert (Amslers Zahnschmerzen, *Weltwoche* Nr. 43/18). Zudem ist im Mai am Berufsbildungszentrum (BBZ) ein wüster und justiziabler Konflikt mit Rektor **Ernst Schläpfer** eskaliert. (*fsc*)

Maxim Suraikin, Russlands Kommunistenführer, hätte sich auch nicht träumen lassen, dass er sich einmal mit dem fiktiven Sexleben von Sowjetdiktator Joseph Stalin herum schlagen muss. Doch darum geht es in einem Videospiel, in dem man einem nackten Kremlherrscher entweder zeigen kann, «was echte Liebe» ist oder «wo die Hölle» liegt. Suraikin nannte die russischen Hersteller des Spiels «Menschen ohne Ehre und Gewissen, die die wachsende Popularität Stalins für sich nutzen wollen». (*ky*)

Marianne Binder, Husarin, will es wissen. Die CVP-Präsidentin des Kantons Aargau tritt mit ihrer Partei bei den kommenden nationalen Parlamentswahlen mit insgesamt neun Listen an, auf denen zurzeit gegen 125 Kandidaten figurieren. Es gibt eine Liste für das Gewerbe, eine Liste für Bauern und so weiter und so fort. Dieser Husarenstreich, man ahnt es, soll Binder auf direktem Weg ins Parlament nach Bern bringen. Somit würde es niemanden überraschen, wenn die rührige Aargauer CVP-Präsidentin zudem noch eine Liste für katholische Radfahrer ins Rennen schicken würde. Im Aargau zerreißen sich alle das Maul über Binder und die CVP – und werfen zuweilen die etwas ketzerische Frage auf, ob die CVP Aargau bereits alle ihre Wähler auf irgendwelchen Listen platziert habe. (*hmo*)

Nachruf



Katholisch, schwul, streitlustig: Regisseur Zeffirelli.

Franco Zeffirelli (1923–2019) — War Franco Zeffirelli eher ein Opernregisseur, der auch Filme dreht, oder ein Filmregisseur, der sich am Prunk der Oper gütlich tat? In jedem Fall war der am 15. Juni in Rom im Alter von 96 Jahren verstorbene uneheliche Sohn eines Stoffherstellers und einer Kostümbildnerin einer, der gern ausstattete, der Prunk liebte, in Schönheit schwelgte. Das war, als Universalist, der für Regie, Bühne und Kostüme verantwortlich zeichnete, seine Art der Interpretation – als Fest des Daseins zelebriert.

Der Luxus wurde und war sein Markenzeichen. Selbst in Zeiten des Minimalismus waren Zeffirelli-Produktionen stets nur neue Variationen des Überflusses und des unerhörten Aufwands. So macht es Sinn, dass jetzt am 21. Juni noch eine «Traviata»-Produktion des schon länger Schwerkranken in der Arena di Verona herauskommt,

die vermutlich vor allem wieder ein Manifest der bewahrenden Musikliebe in Roben, Kissen und Portieren ist. Was freilich in der genuin konservativen Opernwelt auch etwas Kostensparendes sein kann. Die heute noch an der Wiener Staatsoper und der Mailänder Scala sowie an der New Yorker Metropolitan Opera gezeigten Zeffirelli-Inszenierungen, insbesondere seine an allen drei Häusern seit den sechziger bzw. siebziger Jahren laufende, liebevoll detailreiche «La Bohème»-Version, sind längst ihr Geld wert gewesen. Und so weinen jetzt vermutlich selbst Samt und Seide, weil auch dieser weltabgewandte, in einer anderen Zeit existierende Olympier sich doch als sterblich erwiesen hat.

Franco Zeffirelli, schon der angenommene Nachname bezieht sich auf ein Mozart-Duett über die lauen Winde, wurde am 12. Februar 1923 in Florenz geboren, nach dem Krieg machte er als Assistent und Liebhaber Viscontis in dessen Theatertruppe Furore. Er arbeitete nur mit Stars wie Maria Callas, mit der er auch befreundet war, oder Elizabeth Taylor und Richard Burton («Der Widerspenstigen Zähmung», 1967); oder er schuf sie selbst, wie Olivia Hussey und Leonard Whiting in seiner immer noch appetitlichen «Romeo und Julia»-Adaption von 1968. Zeffirelli verfilmte das Leben von Franz von Assisi und Jesus von Nazareth, er produzierte aber auch «Endless Love» mit Brooke Shields. Er war katholisch, schwul, streitlustig, sass für Berlusconi im Parlament. Aber sein Geschmack, der hat ihn nie verlassen. *Manuel Brug*

«Lebensfreude ist keine Altersfrage.»

Hans-Jakob Stahel
Leiter Unternehmenskunden
zum selbstbestimmten Leben

«Wir verlassen diese Welt mit leeren Händen»

Von Urs Gehriger — Mit samtenem Lächeln wirbt Sri Sri Ravi Shankar weltweit für Frieden. Rebellen legen Waffen nieder, Dschihadisten schmelzen vor Hochwürden dahin. Wer ist der Weise aus Indien, der 81 Millionen Bäume pflanzen liess und Hunderte Millionen Menschen in seinen Bann zieht?

Gehüllt in weisses Tuch, das Haar zerzaust wie pechscharze Zuckerwatte, sitzt er da mit dem Ruhepuls eines Spitzensportlers und einem Blick so sanft wie Samt. Eben hat er im Fernsehstudio Leutschenbach ein Interview für «Sternstunde Religion» aufgezeichnet – für den Guru aus dem fernen Indien tägliche Routine. Wo immer er auftaucht, wird die Kamera auf ihn gerichtet, in der Hoffnung, eine Weisheit des begehrten Lehrers einzufangen.

Ob bei Christen, Juden, Muslimen, Buddhisten oder Hindus – auf der ganzen Welt ist Sri Sri Ravi Shankar, 63, ein hochrespektierter spiritueller Führer. Mit Fistelstimme und schleppendem indischen Akzent verkündet er seine Friedensbotschaft – «*De wörd of büs schud bi hörd laud änd cliar*» –, multimedial und millionenfach.

In einer Zeit, da die Spannungen zwischen den Religionen zunehmen, stösst die Botschaft des Gurus für eine gewaltfreie Welt auf offene Ohren. Bereits als kleiner Junge, so wird berichtet, habe er die vedischen Schriften frei zitiert, später wurde er von Weggefährten Mahatma Gandhis unterrichtet.

Seine heilenden Kräfte sollen wiederholt dazu beigetragen haben, Frieden in der Welt zu stiften. So im Irak, in Kaschmir, im Libanon, im Kosovo oder an der Côte d'Ivoire. Tausende von Militanten hätten durch Ravi Shankars Einwirken ihre Waffen niedergelegt und der Gewalt abgeschworen. Allen voran die Guerillas in Kolumbien, wo er 2015 die Rebellen der Farc durch Meditation zu einem Waffenstillstand führte. Und natürlich kämpft Sri Sri, was so viel bedeutet wie «geistige Hochwürden», auch für eine bessere Umwelt. So habe er 81 Millionen Bäume in 36 Ländern pflanzen lassen.

Am meisten indessen liegen dem Guru gewöhnliche Menschen am Herzen. So reist er unermüdlich um die Welt, um geschundene Alltagsseelen zu frottieren. In Vorträgen, an Seminaren und Grossauftritten vermittelt er seine Technik, mit Wut, Stress und Angst, Depressionen, Gewalt und Selbstmordgedanken umzugehen. Stetig steigt die Zahl seiner Anhänger. In Indien hingen ihm am World Culture Festival 3,75 Millionen Menschen an den Lippen.

Jetzt sitzt der Erleuchtete allein vor mir, steckt sich ein Ricola-Bonbon in den Mund und deutet mit mildem Lächeln an, dass er bereit sei für das Gespräch.

Sri Sri, vielen Dank für die grosse Ehre. Ihre Assistentin hat mich informiert, dass Ihre Anhängerschaft 370 Millionen Menschen zählt. Sie sind beliebter als Donald Trump, Wladimir Putin, Xi oder irgendein anderer Politiker. Sri Sri Ravi Shankar, ehrlich gesagt, fühle ich mich im Moment ein wenig nervös.

Lehnen Sie sich einfach zurück und entspannen Sie sich, seien Sie sich selbst. *(Der Reporter bewegt sich zurück auf seinen Platz, holt tief Luft)*
So ist gut. Seien Sie ganz sich selbst.

Offensichtlich sind Sie ein extrem begabter Mensch. Schon im Alter von vier Jahren konnten Sie die alte Schrift «Bhagavad Gita», den «Gesang des Erhabenen», eine der zentralen Schriften des Hinduismus, auswendig. Wann hatten Sie zum ersten Mal das Gefühl, dass Sie anders sind als die Menschen um Sie herum?

Als Kind habe ich das immer gespürt. Andere Kinder sprachen über Cricket und andere Dinge. Ich konnte mich nicht mit ihnen identifizieren.

Was haben Sie sich dabei gedacht?

Die Spiele und kleinen Kämpfe unter den Menschen erschienen mir alle sehr trivial. Tatsächlich fühlte ich mich fehl am Platz. Ich

«Die Spiele und kleinen Kämpfe unter den Menschen erschienen mir alle sehr trivial.»

versuchte, mich zu integrieren und über normale Dinge zu reden, aber es fiel mir doch sehr schwer. Ich fühlte mich in der Gesellschaft älterer Menschen wohler.

Ihr erster Lehrer, Sudhakar Chaturvedi, war ein indischer vedischer Gelehrter und enger Mitarbeiter von Mahatma Gandhi.

Ich fühlte mich sehr wohl bei ihm, weil er über Dinge sprach, spirituelle Diskussionen, die für mich Sinn machten, nicht wie meine Freunde, die nur über Filmschauspieler und Spiele sprachen. Nicht, dass ich eine Abneigung gegen meine jugendlichen Kollegen hatte. Ich wollte bei ihnen sein, aber ich fühlte mich fehl am Platz.

Sie haben Kämpfe unter Kindern erwähnt. Was dachten Sie, als Sie Freunde streiten sahen?

Ich schritt ein und versuchte, sie zu trennen.

Ist es Ihnen gelungen?

Manchmal, ja. Manchmal wurde ich in der Mitte zerquetscht. *(Lacht)*

Wann hatten Sie erstmals gemerkt, dass Sie eine besondere Kraft und Macht haben, um eine friedliche Atmosphäre zu schaffen?

Ich habe nie gedacht, dass ich etwas Besonderes bin. Es liegt wahrscheinlich nur in meiner Natur. Es ist überhaupt keine Macht. Ich mache es einfach. So ist das.

Immer mehr Menschen suchen heutzutage nach innerem Frieden. Warum wächst diese Zahl so bemerkenswert?

Ich denke, die Menschen sind intelligent, sie wissen, dass es mehr im Leben gibt.

Was gibt es noch mehr im Leben?

Das ist es ja eben, wonach sie suchen. Sie wollen sehen, ob es mehr als tägliche Routine gibt. Sie wollen sehen, ob es mehr Wahrheit gibt. Sie fragen: «Wer bin ich?» Es ist eine philosophische Frage, eine Frage der Reise. Was gibt es jenseits der Emotionen und Gedanken, die kommen und gehen? Etwas, das sich nicht verändert, ist Spiritualität.

Ist es das, was man «Sinn des Lebens» nennt?

Absolut, absolut.

Haben Sie den Sinn des Lebens gefunden?

Deshalb unterrichte ich.

Es gibt Menschen, die sagen, dass es eine Reinkarnation gebe.

(Lacht) Ja, ich weiss.

Wissen Sie, wo und wie Sie in Ihren früheren Leben gelebt haben?

Ich weiss es, ja.

Können wir darüber sprechen?

Warum fragen Sie mich? Es gibt viele, viele Beispiele dafür, dass Menschen in neue Leben zurückkehren. Vor vierzig oder fünfzig Jahren glaubten die Menschen im Westen nicht daran. Im Osten wissen die Menschen natürlich, dass das Bewusstsein nicht zerstört werden kann. Es geht weiter und kommt zurück. Können wir beeinflussen, wie wir wiedergeboren werden?

Ja. Es hängt von den Eindrücken in unserem Bewusstsein ab. Wenn die Absicht stark ist, dann wird man das Ziel erreichen. Wenn du beabsichtigst, zur Arbeit zu gehen, nimmst du das Auto, fährst los, machst diese Anstrengung, dann kommst du zurück. Ebenso ist es mit anderen konkreten Absichten wie dem nächsten Leben.

Verweilen wir für einen Moment in diesem Leben. In meinem Alltag sehe ich mich mit trivialen Gefühlen wie Frust, Stress oder Wut konfrontiert. Ich kann morgens aufstehen, die Vögel singen hören, zur Arbeit gehen, und plötzlich habe ich einen Wutanfall, weil eine



«Es geht weiter und kommt zurück»: Friedensbotschafter Sri Sri Ravi Shankar.

Person im Zug mir den Sitzplatz weggeschnappt hat. Sie hingegen wirken so gelassen und weise. Wird Sri Sri nie wütend?

Es ist mir etwa sieben- oder achtmal passiert, dass ich wütend wurde. Ich erinnere mich an eine Zeit, als es einen Tsunami gab. Ich bin 48 Stunden lang vom Europäischen Parlament in das Katastrophengebiet gereist, um mit den betroffenen Menschen zu sprechen. Es gab einen Jungen, der Decken verteilen sollte. Er hatte es ein paar Tage lang nicht getan, weil es keine Kamera gab. Er sagte: «Ich werde sie vor einer Kamera verteilen.» Andernfalls, sagte er, würden die Leute ihm vorwerfen, er habe die Decken verkauft. In Wirklichkeit wollte er sich einen Namen machen, seinen Ruf steigern vor der Kamera. Ich sagte zu ihm: «Du bist dumm.» Ich war sehr verärgert über ihn. Wenn die Leute dir unberechtigt Vorwürfe machen, na und? Der eigene Ruf ist nicht wichtig.

Sie haben tatsächlich die Fassung verloren?

Niemand glaubt, dass ich wirklich wütend auf jemanden sein kann. Wenn es tatsächlich geschieht, fangen die Leute an zu lachen, und dann fange auch ich an zu lachen. Das ist meine Schwäche. Ich kann nicht lange wütend sein, nur ein paar Minuten. Ich bin ein lächelnder Mann.

Haben Sie einen Rat für gewöhnliche Menschen wie mich, wie man mit Wutausbrüchen umgeht?

Sehen Sie, der Zorn ist nicht plötzlich hier, er ist nur Ausbruch dessen, was tief in einem schlummert. Dieses tiefsitzende Ungemach wurde nicht durch Schlaf, eine Aktivität oder das Anschauen eines Films freigesetzt. Es blieb dort. Diese Frustration kommt plötzlich zum Vorschein. Aber wenn du dich um deinen Atem, den Rhythmus deines Atems kümmern kannst, und wenn du dein



«So ist gut»: Sri Sri Ravi Shankar, Autor Gehriger.

System von diesen Frustrationen oder vom Stress reinigst, dann stören dich die kleinen Dinge des Alltags nicht.

Sie haben eine Atemtechnik erfunden, die Sudarshan Kriya. Nach zehn Tagen Einsamkeit sei sie Ihnen «wie ein Gedicht, eine Inspiration» erschienen. Was ist das Geheimnis dieser Technik?

Für jede Stimmung deines Geistes gibt es einen bestimmten Rhythmus der Atmung. Wenn du wütend bist, fließt dein Atem anders, als wenn du glücklich bist. Der Atem ist die Verbindung zwischen Körper und Geist. Den Verstand kannst du nicht direkt steuern, aber durch den Atem kannst du den Verstand kontrollieren. Wenn du die Rhythmen des Atems beherrschst, hat das eine immense reinigende Wirkung auf dein System.

Wann raten Sie, diese Atemtechnik durchzuführen? Am frühen Morgen?

Jederzeit vor dem Mittag- oder Abendessen. Aber nicht nach dem Essen. Sowohl bei der Atmung als auch bei der Meditation sinkt der Stoffwechsel. Unmittelbar nach dem Essen ist der Stoffwechsel höher. Dann wirst du nicht

in der Lage sein, richtig zu meditieren. Ich würde empfehlen, es vor dem Abendessen oder vor dem Mittagessen zu tun oder direkt nach dem Schlaf vor dem Frühstück.

Apropos Schlaf: Wir lesen heroische Geschichten von überragenden Menschen wie zum Beispiel Napoleon, der auf seinem Pferd geschlafen haben soll, von einer Schlacht zur nächsten reitend. Ist es nicht die Anzahl Stunden, ist es die Intensität des Schlafes, die entscheidend ist?

Zweifellos ist die Intensität des Schlafes wichtig. Wenn du ein paar Tage nicht schläfst, wirkt sich das dramatisch auf dein Verhalten aus. Es beeinflusst dein Verhalten sehr stark. Es beeinflusst die Klarheit deiner Gedanken. Wahrnehmung, Beobachtung, Ausdruck, all dies ist beeinträchtigt, wenn man nicht richtig schläft. Man sollte jede Nacht sechs bis acht Stunden schlafen.

Wie viele Stunden schlafen Sie?

Drei Stunden, vier Stunden.

Ist das alles?

Nun, wenn du ein guter Yogi bist und viel meditierst, sind drei oder vier Stunden genug.

Was ist aus Ihrer Sicht das Wichtigste, das ein Mensch in einem Leben anstreben sollte?

Ich habe nichts, keinen Ehrgeiz. Alles, was ich will, ist, dass ich für die Menschen um mich herum nützlich sein kann. Ich gebe jede freie Minute meines Lebens für Menschen.

Offensichtlich sind Sie dabei sehr erfolgreich. Im vom Bürgerkrieg zerrütteten Kolumbien haben Sie 2015 zum Frieden beigetragen. Sie haben mit der Rebellengruppe der Farc Gespräche aufgenommen, und Ihre Bemühungen führten zu einem Waffenstillstand. Wie haben Sie das gemacht?

Journalisten aus der ganzen Welt haben mir diese Frage gestellt. Die Amerikaner hatten es versucht, die Norweger versuchten es, jeder versuchte es. Ich sage nur, dass es in jedem

Meat the Future: Fleisch-Ersatz wird immer populärer.

Diese Woche:
Börse: So heiss wird der Sommer.



www.handelszeitung.ch | Kostenloser Newsletter | Jeden Donnerstag am Kiosk | Als mobile App für iPad und iPhone | Digital-Abo zum Kennenlernen

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung

Menschen Güte gibt. In jedem sitzt ein guter Mensch. Ich habe den Farc das gesagt, und die Rebellen waren sehr berührt davon.

Was genau haben Sie ihnen gesagt?

Ich sagte, ich wisse, dass sie keinen Spass hätten, im Urwald das Leben von Guerilleros zu fristen. Ich sagte, ich wisse, dass sie für soziale Gerechtigkeit kämpften. Ich sagte ihnen, ich akzeptierte ihre Ideale. Aber ich sagte ihnen auch, dass ich mit dem Weg, den sie eingeschlagen haben, nämlich Gewalt und Zerstörung, nicht einverstanden sei. Sie sagten, was in ihrer gesamten Bewegung fehle, sei eine spirituelle Führung, der spirituelle Weg. Sie alle meditierten mit mir. Ich führte sie drei Tage lang durch die Meditation. Das machte einen grossen Unterschied. Ihr ganzes Denkmuster änderte sich.

Es gibt Bilder, auf denen man Rebellen mit Tränen in den Augen sieht. Was war der Moment, in dem sie anfangen zu weinen?

Sie sagten: «Wir haben ein Licht gesehen. Du bist die einzige Person, die uns und unseren Schmerz verstanden hat. Bitte vergiss

«Das ist meine Schwäche. Ich kann nicht lange wütend sein, nur ein paar Minuten.»

uns nicht, wenn du nach Indien zurückkehrst. Verlasse uns nicht.» Das haben sie gesagt und mir versprochen, dass sie eine politische Partei gründen würden. Dann gründeten sie 2017 eine politische Partei. Sie baten mich, bei der Parteigründung dabei zu sein. Ich bin eine spirituelle Person, die sich nicht gerne in der Politik engagiert. Ich habe meinen Segen geschickt.

Glauben Sie, dass es einen Moment in einem Konflikt gibt, in dem die Menschen besonders bereit sind für den Frieden? Und wenn man sie in diesem Moment nicht erreicht, ist man nicht erfolgreich.

Richtig. Das ist mit Sri Lanka passiert. Ich ging dorthin und versuchte, mit den Kriegsparteien zu reden. Einige dachten, sie seien viel mächtiger als die sri-lankische Regierung und sie würden keine Hilfe brauchen. Sie waren nicht gesprächsbereit. Dennoch bin ich der Meinung, dass wir weiterhin Anstrengungen unternehmen sollten – und wir werden Erfolg haben. Bisher ist es uns fast überall gelungen.

Es gibt Aggressoren, die sagen: «Ich liebe den Tod mehr als das Leben.» Islamische Terroristen haben diesen Satz oft verwendet. Sehen Sie eine Möglichkeit, auch solche Menschen zu erreichen?

Wir haben viele Dschihadisten erreicht, als sie im Gefängnis waren. Ich habe mit ihnen gesprochen. Sie sagten, dass sie früher gedacht hätten, wenn sie Menschen töteten, kämen sie in den Himmel. Aber jetzt hät-

ten sie eingesehen, dass sie den Himmel finden, indem sie Menschen lieben. Wir haben Videoaufnahmen, auf welchen sie dies so ausdrücken.

Fällt es Ihnen schwerer, religiöse Fanatiker als andere Aggressoren zu erreichen?

Es ist natürlich schwieriger. Ich habe versucht, mit Mitgliedern des IS ins Gespräch zu kommen. Ich sagte, ich würde mich mit ihnen treffen wollen und herausfinden, was in ihren Köpfen vorgehe. Sie schickten mir ein Bild eines enthaupteten Körpers und sagten: «In diesem Zustand werden wir mit dir reden.»

Was ging Ihnen durch den Kopf, als Sie dieses Bild bekommen haben?

Ich hatte Mitleid mit ihnen. Sie sind dumm. Sie waren gestrandet und unglücklich. Sie sind auf dem Weg der Selbsterstörung.

Wenn man Menschen fragt: «Was ist dein grösstes Ziel im Leben?», antworten die meisten, dass sie glücklich sein wollen. Wie können wir das Glück finden?

Es gibt eine Freude am Bekommen, und es gibt eine Freude am Geben. Die Freude am Bekommen ist eine kindliche Freude. Die erwachsene Freude ist die Freude, Dinge zu geben, aber wir müssen in das Stadium hineinwachsen, in dem wir gerne teilen. Wenn du Freude am Geben findest, werden sich Konflikte, auch innere, wie von selbst auflösen.

Manchmal gibt man, aber es kommt nichts zurück. Und wenn man diese Erfahrung immer wieder macht, hört man auf, an das Geben zu glauben. Wie lange kann ein Mensch geben, ohne etwas zurückzubekommen?

Wenn du etwas gibst, um etwas zurückzubekommen, ist es das Geschäft. Sagen wir, du gehst an Heiligabend zu deiner Grossmutter, und sie macht all diese Kuchen und kocht und sie füttert dich. Ihre Freude liegt darin, dass du den Kuchen genießt, den sie backt. Sie ist nicht glücklich, wenn sie den Kuchen selbst isst. Dein Vater gibt dir ein Geburtstagsgeschenk. Er tut es aus Freude, nicht weil er erwartet, dass er etwas von dir zurückbekommt. Das ist die rituelle Freude. Jeder kann dies erleben, man muss es einfach bewusst tun. Wir verlassen diese Welt mit leeren Händen. Das hat auch Alexander der Grosse eingesehen. Als er im Sterben lag, lautete sein letzter Wunsch: «Begrab meinen Körper, baut kein Denkmal, aber haltet meine Hände unbedeckt, damit die Welt weiss. Derjenige, der die Welt gewonnen hat, hatte bei seinem Ableben nichts in der Hand.»

Sri Sri Ravi Shankar ist Gast in der Sendung «Sternstunde Religion», SRF, 23. Juni, 10 Uhr.

Sri Sri Ravi Shankar ist in Tamil Nadu, Indien geboren. Er hat 18 Ehrendoktorwürden und unzählige Auszeichnungen erhalten. Sein grösstes Projekt ist die «International Art of Living Foundation», die weltgrösste, auf Freiwilligenarbeit basierende NGO. Sie hat Vertretungen in 155 Ländern und vereint Menschen aus allen Schichten und Religionen. In Indien allein unterhält die Foundation 618 Gratischulen für 80 000 Kinder.



Inside Washington

High Noon

Die Lage an der Südgrenze gerät ausser Kontrolle. Kommt es im Senat zum Showdown?

Auf dieser Welt gibt es zwei Arten von Menschen, mein Freund. Die mit geladenen Waffen und die, die graben. Du gräbst. – Clint Eastwood, «The Good, the Bad and the Ugly»

Die Augen zusammengekniffen hinter seiner Drahtbrille, hat Mitch McConnell aus Kentucky einen Showdown auf dem Capitol Hill angekündigt. Nächste Woche will der stoische 77-jährige republikanische Mehrheitsführer im Senat dem demokratischen Gegner eine Abstimmung über 4,5 Milliarden Dollar aufzwingen, um den Strom illegaler Einwanderer über die Südgrenze der USA zu stoppen.

Der Taktiker macht ein Angebot so klar wie ein Shotglas Kentucky Bourbon: 3,3 Milliarden Dollar für humanitäre Hilfe. Mehr als eine Milliarde Dollar für Grenzoperationen. Kein einziger silberner Cent für die Mauer von Präsident Trump. Mit schleppendem Südstaatenakzent sagte McConnell zu Fox News. «Ich denke, man kann mit Sicherheit sagen, dass der Präsident mehr Unterstützung aus Mexiko bekommt als von den Demokraten im US-Kongress.»

Während die demokratische Elite über dem Ultimatum brütet, unterstützt ihre Basis striktere Massnahmen gegen Migration. Gemäss Fox News befürworten 56 Prozent der Hillary-Clinton-Anhänger eine Verschärfung der Grenzsicherheit. Der Auslandchef der *Weltwoche*, Urs Gehriger, reiste letzte Woche an die US-amerikanisch-mexikanische Grenze, um die brodelnde Krise zu beobachten. Sein Augenzeugenbericht über illegale Einwanderer aus Kongo sorgte für nationale Schlagzeilen.

Dem texanischen Senator John Cornyn geht derweil die Geduld aus. Der ehemalige Bundesrichter erklärt, dass es «absolut keine Rechtfertigung dafür gibt, dass der Kongress an der Seitenlinie sitzt und zusieht, wie sich diese Krise weiter zuspitzt». Nächste Woche haben die Demokraten die Gelegenheit, mit dem Graben aufzuhören. *Amy Holmes*



Ist das Verschwinden der Hausfrau schädlich für die Kinder?

Zeitgeist

Abwesende Mütter, kranke Kinder

Von Daniela Niederberger — Depressionen und Selbstmordgedanken: Die Zahl der Kinder und Jugendlichen, die in psychiatrischen Kliniken Hilfe suchen, ist in den letzten Jahren massiv angestiegen. Sie klagen über Stress und Einsamkeit. Ist die Schule schuld? Das Internet? Oder ist es gar das Elternhaus?

Was ist nur mit den Teenagern los? Allein in meiner näheren Umgebung hat sich ein Mädchen umgebracht, ein weiteres versuchte es, und ein drittes ritzte sich. Es sind keine tragischen Einzelfälle. Die psychiatrischen Kliniken aus der ganzen Schweiz berichten von markant mehr Kindern und Jugendlichen, die behandelt werden.

Was plagt die jungen Menschen?

In Zürich etwa zählte man in den Jahren 2014 bis 2016 rund 400 Notfallkonsultationen pro Jahr; die letzten beiden Jahre waren es durchschnittlich 700. Vier Fünftel der Hilfesuchenden wollen nicht mehr leben oder verletzen sich selber. An der Berner Universitätsklinik wuchs die Zahl der ambulanten Konsultationen in den letzten zehn Jahren um das Zweieinhalbfache, am Notfallzentrum verdreifachte sich die Zahl. In der Integrierten Psychiatrie

Winterthur (IPW) werden 50 Prozent mehr Jugendliche und junge Erwachsene ambulant behandelt als noch vor vier Jahren, stationär liegt das Plus bei über 60 Prozent.

Man nimmt heute zwar schneller psychologische Hilfe in Anspruch als früher. «Wir haben nicht dreimal mehr psychisch kranke Kinder», sagt Michael Kaess, Chefarzt der Berner Uniklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie. Aber auch so bleibe eine deutliche, reale Zunahme des Leidens. Was plagt die jungen Menschen?

«Viele klagen über starken Druck», sagt Dagmar Pauli, Chefärztin der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Zürich. «Besonders stark merken wir das vor Zeugnissen und während Probezeiten.» Laut einer Studie der Jacobs Foundation von 2015 ist die Hälfte der befragten Jugendlichen häufig bis sehr häufig gestresst. «Sie sind ehrgeizig, haben hohe An-

sprüche an sich und klagen über Zeitmangel», sagt Alain Di Gallo, Direktor der Klinik für Kinder und Jugendliche der Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel. «Alles ist eng getaktet. Dazu kommt ein riesiger Druck, an der Schule gute Leistungen zu bringen.» Das wirkt sich auch auf die Eltern aus. Statt mit dem Kind zu reden und zu lachen, treibt man es vom Morgen bis am Abend an. Als neuester Stressfaktor kommt noch die Angst mancher Kinder ums Klima dazu.

Verstärkt wird all dies durch eine Ursache, die gerne verschwiegen wird: Nicht selten fällt heute die Familie weg. «Die Familiensysteme sind instabiler geworden. Die Ressourcen und die Bereitschaft in Familien, psychische Erkrankungen auszuhalten, sind geschwunden», sagt Michael Kaess. Grossfamilien gibt es schon lange nicht mehr, und auch die Kleinfamilie erodiert. «Je geringer die Anzahl

potenziell unterstützender Menschen, desto instabiler ist das System», so Kaess. Trennungen seien ein Risikofaktor.

Kontaktstörung

Bei der Notrufnummer 147 der Pro Juventute melden sich jeden Tag zwei bis drei Teenager, die suizidale Gedanken haben oder Angst, die Freundin sei gefährdet. Was laut Thomas Brunner, Leiter der Telefonhilfe 147, in den Gesprächen oft Thema ist: Die Betroffenen sind mit Kollegen zusammen und doch allein. «Sehr viel hören wir, dass sich Jugendliche in der Klasse einsam fühlen.» Suizidalität könne unter anderem auch eine Kontaktstörung sein. Man möchte gesehen werden, eingebunden sein, ja, geliebt werden.

«Nach einem Selbstmordversuch», so Brunner, «sagt das Umfeld oft: «Wenn sie doch nur etwas gesagt hätte!» Doch die Jugendliche sagt: «Ich versuchte so stark, Signale zu geben.»» Das sind Sätze wie: «Euch ginge es besser, wenn ich nicht mehr da wäre. Ich möchte nur noch schlafen.» Oder man spielt mit Symbolen wie Totenköpfen. Warum merken die Eltern nichts? Brunner: «Wir alle filtern. Wir nehmen nie alles wahr. Wir möchten vor allem das Gute sehen, Erfolge. Viele junge Menschen sagen: «Ich werde nicht wahrgenommen, es interessiert eh niemanden.»» Die Eltern sind oft eher mit sich selber beschäftigt, mit dem Job, dem Alltag, dem Handy.

Auch die Medien spielen eine Rolle. «In den siebziger Jahren war Magersucht ein wichtiges Thema, heute nicht mehr so stark», sagt Stephan Kupferschmid, Chefarzt der Psychiatrie für Jugendliche und junge Erwachsene an der IPW in Winterthur. «In den Achtzigern standen Drogenprobleme im Fokus; heute nimmt die Jugend weniger Drogen, dafür sind die Themen der Zeit Depressionen, Selbstverletzungen und Suizid.» Als Beispiel nennt er die Netflix-Serie «13 Reasons Why» («Tote Mädchen lügen nicht») um ein Teenagermädchen, das sich das Leben nahm. Nach der Ausstrahlung der Serie stieg in den USA die Suizidrate an. Popstars wie Billie Eilish, Ava Max («Sweet but Psycho»), Bebe Rexha («I'm a Mess») und Sia spielen offen mit einer Irrenhausästhetik.

«Vertrauen ins Kind»

Eine Gefahr können die sozialen Medien darstellen, «mit ihren Räumen und Chats, wo über Suizid und Selbstverletzungen kommuniziert wird, wo man sich noch gegenseitig anheizt», sagt Dagmar Pauli. Aber nicht, dass jetzt alle Eltern Angst kriegen. «Es ist nicht wie bei der Grippe, wo es jeden treffen kann», sagt Michael Kaess. «Es stecken sich nur Jugendliche im Internet an, die in einer psychischen Krise sind. Als gesunder Jugendlicher wird man von einem Video über Selbstverletzung nicht zur Nachahmung animiert.»

Dagmar Pauli legt den Eltern ans Herz, sich nicht nur anzuschauen, was das Kind für Freunde hat, sondern auch, was es im Internet macht. Das geht natürlich bei Kindern besser als bei Teenies in voller Blüte. (Gucken Sie mal Ihrer 14-jährigen Tochter über die Schulter aufs Handy und fragen harmlos: «Was schaust du?»)

Ein Trost ist auch Folgendes: Zwar stiegen die Selbstmordversuche in den letzten Jahren massiv an, vor allem bei Mädchen; doch die vollzogenen Suizide junger Menschen stagnieren seit Jahren bei um die dreissig im Jahr. Zwei Drittel davon werden von jungen Männern ausgeführt.

Der Druck in Schule und Alltag ist für viele Kinder hoch, aber nicht alle werden krank. Was schützt? «Beziehungsnähe zu den Eltern», «funktionierende, unterstützende Erwachsene», «ein familiäres Umfeld, das nicht nur Druck macht, sondern stützt», «Vertrauen ins Kind», sagen die Psychiater.

Das zeigt auch eine Studie der Universität Cambridge von 2016 bei 800 Teenagern, die eine belastete Kindheit hatten (erzieherisches Versagen und wenig Wärme, Missbrauch, Finanzprobleme, Verlust eines Elternteils) – was als grösstes Risiko gilt für eine Depression im Teenie-Alter. Ein anderer Risikofaktor ist

«Die simple Wahrheit: Im 21. Jahrhundert brauchen die Kinder ihre Mütter mehr denn je.»

Mobbing; die Studie zeigte: Wer ein schwieriges Familienumfeld hat, wird in der Schule eher gemobbt. Wer aber in der frühen Adoleszenz gut von der Familie und von Freunden unterstützt wird (die Eltern haben dazugelernt, oder die Krise ist überwunden), läuft weniger Gefahr, depressiv zu werden.

Vollzeithausfrau verschwindet

Die Eltern spielen also eine eminent wichtige Rolle. Nun sind die Mütter immer öfter bei der Arbeit statt zu Hause. Die Gründerin des englischen Kinder-Sorgentelefon Childline, Esther Rantzen, warnte, dass das Verschwinden der Vollzeithausfrau bei einer Generation von Kindern zu Depressionen und Ängsten führe. Sie sagte, die Kinder telefonierten Childline, weil sie niemanden zum Reden hätten. Ein Junge mit ernsthaften Problemen habe ihr gesagt, seine Mutter sei abends zu müde, um mit ihm zu sprechen.

Rantzen sprach ihre Warnung vor zwei Jahren im britischen *Telegraph* aus. Sie erwähnte ihre eigene Mutter, die sich «mit Stolz» als Hausfrau bezeichnet hatte und ihre Töchter immer spüren liess, dass sie zuerst kamen. Sie stach in ein Wespennest.

Die Kolumnistin Sarah Vine gab in der *Daily Mail* noch einen drauf und schrieb: «Die bru-

tale Wahrheit: Das Verschwinden der Hausfrau ist schädlich für Kinder.» Sie selber sei so schuldig wie jede arbeitende Mutter. Objektiv darüber zu sprechen, sei unmöglich, weil die Mütter natürlich «höchst sensibel» reagierten und sich verteidigten: Man mache die Zeit, die man weg sei, mit *quality time* gut, man sei erfüllt und folglich die bessere Mama et cetera. Und doch: «Wie oft war ich zu müde, um meinen Kindern bei den Hausaufgaben zu helfen? Oder zu gestresst, um diese leise innere Stimme zu hören? Die simple Wahrheit: Im 21. Jahrhundert brauchen die Kinder ihre Mütter mehr denn je, aber wir sind schlicht nicht da für sie.»

Sind abwesende Mütter ein Grund, weshalb sich viele Teenies so schlecht fühlen? In der Schweiz haben 80 Prozent der Mütter einen Job. Man hört die befragten Psychiater am Telefon tief einatmen. Er habe Mühe mit diesem «mother blaming», sagt Professor Di Gallo. Dagmar Pauli sagt, das habe «ganz und gar nichts damit zu tun». Sie selber hat auch Kinder. Man könne sehr wohl auf Tuchfühlung mit den Kindern sein, wenn man arbeite. Umgekehrt könne es einem passieren, dass man immer zu Hause sei und nicht an die Kinder herankomme.

Überforderte Eltern

«Die Erfahrungen der ersten Lebensjahre spielen eine wichtige Rolle bei der Entstehung von Angststörungen und Depressionen», sagt Di Gallo. Gemäss der Weltgesundheitsorganisation (WHO) geht ein Drittel der psychischen Krankheiten auf negative Erlebnisse in der frühen Kindheit zurück. 2010 zeigte eine Meta-Analyse von 69 Studien*, dass sich die Werkätigkeit der Mutter im ersten Lebensjahr negativ auf das Kind auswirkt. Nur bei arbeitslosen oder alleinerziehenden Müttern ist die frühe Kita-Betreuung gut fürs Kind. Bei Mittelstandsfamilien gab es einen Zusammenhang zwischen Berufstätigkeit der Mutter und Problemen der Kinder.

In der Schweiz geben die Frauen ihre Babys mit vier oder sechs Monaten in die Krippe, weil der Mutterschaftsurlaub nicht länger dauert. Sicher, es werden nicht alle Kinder von arbeitenden Müttern psychisch krank. Es ist nie bloss ein Faktor ausschlaggebend. Aber kommt noch etwas dazu, etwa Suchtprobleme in der Familie, kann es für alle zu viel werden. Das zeigen auch die beunruhigenden Zahlen der Kinderspitäler. Seit Jahren steigt die Zahl der misshandelten Kleinkinder. Es gibt nicht so viele böse Eltern. Aber Mütter und Väter, die überfordert sind.

R. G. Lucas-Thompson:
Maternal Work early in the Lives
of Children, Macalester College

Königin der Appartements

Von Thomas Renggli — Vier Kinder von drei Männern, 1800 möblierte Wohnungen in ganz Europa, 40 Millionen Franken Jahresumsatz: Das Winterthurer Ex-Model Anja Graf (41) verschiebt Grenzen.

Warschau, Bukarest, Zürich. Anja Grafts Leben spielt sich im Dreiecksverkehr zwischen drei europäischen Städten ab: «Ein Büro oder einen fixen Arbeitsplatz habe ich nicht.» Entsprechend schwierig ist es, sie an ihrem Geschäftssitz an der Zürcher Talstrasse zu treffen. Der Termin muss über vier Wochen im Voraus abgemacht werden, vier Tage vor dem Rendez-vous wird von der Assistentin der Zeitpunkt um dreissig Minuten nach hinten geschoben: «Entschuldigen Sie bitte, aber bei Frau Graf ist in diesen Tagen alles exakt getaktet.»

So formell der Weg zum Gespräch ist, so unkompliziert fällt der Empfang in den Büroräumlichkeiten von Visionapartments aus. Weil sich Frau Graf grad noch in einer Besprechung befindet, wird man von der Assistentin an einen Bistrotisch im Eingangsbereich platziert und mit einer Flasche Mineralwasser («Mit oder ohne?») versorgt. Auf dem Kartonbecher prangt das blaue Firmenlogo. Der Raum glänzt in spiegelndem Weiss, mit hellen Büromöbeln, viel Glas und einer Fensterfront, die das Tageslicht in den Gang scheinen lässt. Auf dem Tisch liegt die neuste Ausgabe der Wirtschaftszeitschrift *Ladies Drive*. Durch den Raum laufen junge Menschen, die sich der kreativen Unruhe verpflichtet haben und ihre Arbeit scheinbar im Gehen erledigen. Gesprochen wird Englisch, gegrüsst freundlich. Beim Besucher steigt die Neugier: Wer ist wohl die Chefin dieser entspannt-inspirierten Belegschaft?

«Stil, Sauberkeit, Funktionalität»

Anja Graf empfängt in einem hellen Konferenzzimmer: schwarzes Designershirt, dunkler Blazer, das blonde Haar zusammengebunden, blaue Augen, ein mädchenhaftes Lächeln und ein fast schon scheuer Blick. Dass sie als Model den Durchbruch nicht geschafft hatte, muss ein Missverständnis der Modegötter gewesen sein.

Dieses Kapitel liegt allerdings schon fast ein Vierteljahrhundert zurück. Heute bewegt sich Graf in anderen Sphären – und setzt mit dem Vermieten von möblierten Appartements einen neuen Trend: «Wir bieten Hotelservice ohne Gastronomie – und sind rund 40 Prozent günstiger als die Hotellerie.» Die Kundschaft von Graf sind Geschäftsleute und Expats mit beschränkter Aufenthaltsdauer an einem Ort. Durchschnittlich wohnen sie drei Monate in einer Wohnung von Visionapartments.



Die Frage, ob Kind oder Karriere, hat sich für sie nie gestellt: Unternehmerin Graf.

Bei der Einrichtung der Wohnungen setzt Graf auf «ein gutes Lichtkonzept, Stil, Sauberkeit und Funktionalität». Dies lässt sich auch in ihrem Arbeitsumfeld erkennen. Die Wand dient gleichzeitig als Notiztafel, auf der mit Filzstift spontane Gedanken und Kreatives

festgehalten werden. Für einen Fototermin reicht die Zeit leider nicht. Für solche Fälle gilt für die Geschäftsfrau das Gleiche wie bei wichtigen Business-Terminen: Nur akribisch vorbereitet und perfekt ausgeleuchtet stellt sie sich ins Scheinwerferlicht. Sehen und hören wird

man von ihr in den nächsten Wochen so oder so regelmässig: In der Show «Höhle der Löwen» des Privatsenders TV24 sitzt Anja Graf in der Jury. Jugendliche Unternehmensgründer werben in diesem internationalen Format um das Investitionskapital für ihre Geschäftsidee.

Es ist ein Thema, das perfekt zur Vita von Anja Graf passt. Denn vor rund zwanzig Jahren stand die Winterthurerin selber an diesem Ort. Sie hatte nur kleine finanzielle Mittel, aber eine grosse Idee – und sie hegte einen hohen Anspruch: «Wenn ich etwas mache, will ich darin zu den Besten gehören.»

Anfänge oberhalb der Mazda-Garage

Als Model lag dies ausserhalb ihrer Reichweite: «Mit 170 Zentimetern bin ich schlicht zu klein», sagt sie und nimmt einen Schluck Wasser. Deshalb gründete sie ihre eigene Modelagentur. Doch damit war Anja Graf im falschen Moment am falschen Ort: «Das war die Zeit der Supermodels wie Naomi Campbell, Claudia Schiffer oder Linda Evangelista. Auf eine Schweizer Agentur wartete niemand.» Und als sich Graf mit ihrer Belegschaft unvermittelt an der WIR-Messe in Oerlikon wiederfand und ihre Models in einer Atmosphäre zwischen Oktoberfest und Küchengerätpräsentation auftraten, sagte sich Graf: «Das kann es nicht gewesen sein.»

Es sollte es nicht gewesen sein. Eher zufällig entstand damals eine neue Geschäftsidee. Immer wieder hatten Graf Anfragen von Models erreicht, die für eine begrenzte Zeit eine komfortable und finanzierbare Unterkunft suchten – in Zürich eine schwierige Problemstellung. Anja Graf nahm die Sache in die Hand. Sie liess die erste Etage der früheren Mazda-Garage beim Letziggrund in einen Wohnbereich mit fünfzehn möblierten Zimmern umbauen und konnte so die Nachfrage ihrer Kolleginnen abdecken: «Damals war alles noch sehr improvisiert und unkompliziert», erzählt sie. Und ob sie alle Bewilligungen eingeholt und Auflagen erfüllt habe, kann sie heute nicht mehr genau sagen.

Genau weiss sie dagegen noch, wann sie realisiert hat, dass sich mit diesem Projekt Geld verdienen lässt: «Als plötzlich ein ABB-Manager vor der Tür stand und sich um eine Wohnung bewarb.» Sie sei zuerst ziemlich verduzt gewesen, sagt Graf. Doch dann habe es Klick gemacht. Graf bewarb sich für den Kauf eines Appartementhauses an der Zürcher Militärstrasse. In der Umsetzung bestand aber eine Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit – die Diskrepanz von einer Million Franken. Helfen konnten nur die Eltern: «Ich erzählte meinem Vater von meiner Geschäftsidee und bat ihn um einen Erbvorbezug. Ich war bereit, alles auf eine Karte zu setzen. Und er unterstützte mich vorbehaltlos.» Ihre Risiko-

bereitschaft bezahlte sie mit einem hohen Preis. Als das elterliche Startkapital aufgebraucht war, musste sie neues Geld bei den Banken aufnehmen. Grundsätzlich sagt sie: «Als Frau ohne abgeschlossene Ausbildung weckt man selbst bei hartgesottene Bankmanagern einen gewissen Beschützerinstinkt.» Trotzdem brauchte sie Geduld. Bis ihr die Credit Suisse



Pläne und Wünsche: Graf (2. v. r.) mit Männern und Kindern.

unter die Arme griff, sei sie mehr als einmal heulend aus einer Besprechung mit einem potenziellen Debitor gerannt. Ein Geschäft auf Pump sei für sie langfristig aber nicht in Frage gekommen: «Meine Schulden von 600 000 Franken habe ich in anderthalb Jahren abgestottert.»

Die direkte und kompromisslose Vorgehensweise zieht sich wie ein roter Faden durch die Biografie von Anja Graf. Als sie sich mit achtzehn Jahren im Wirtschaftsgymnasium zu langweilen begann, teilte sie dem Rektor mit, dass sie keine Zeit vergeuden und «lieber Business» machen wolle: «Der Mann war ein halber Hippie, stand voll und ganz hinter mir und sagte: «Folgen Sie Ihrer Intuition.»»

Die Suche nach dem richtigen Weg führte Graf aber nicht immer sofort ans Ziel – auch privat nicht. Die statistischen Werte ihres Beziehungslebens erfordern eine regelmässige Aktualisierung: vier Kinder, Elodie (18), Cameron (15), Shanelle (12) und Kenzo (6), von drei verschiedenen Männern. Zu dieser Konstellation sagt Graf: «Die Geburten der Kinder haben jede meiner Beziehungen bereichert. Und sowieso: Lieber vier Kinder von drei Männern als drei Kinder von vier Männern.» Die steigerungsfähige Konstanz erklärt sie pragmatisch: «Es bringt doch nichts, auf einen Prinz zu warten, den es nicht gibt. Meine Männer sind für mich Lebensabschnittspartner, und jeden einzelnen würde ich vermissen, wäre er nicht mehr da – auch nach dem Beziehungsende.» Denn sie weiss, dass ohne deren Hilfe ihr Lebensmodell nicht möglich wäre: «Die Väter sind die wichtigsten Bezugspersonen der Kinder. Würden sie nicht ein solch gutes Verhältnis zueinander haben, würde ein derartiges Konstrukt nicht funktionieren.»

Das «Konstrukt» scheint auch betriebswirtschaftlich aufzugehen. Graf's Ex-Männer halten

alle Minderheitsanteile an Visionapartments und arbeiten aktiv in der Firma mit. Konfliktpotenzial sieht die Chefin darin nicht: «Sie sind in komplett unterschiedlichen Bereichen tätig.»

Mit ihrem aktuellen Freund Alex lebt Graf in Bukarest. Ob die Familienplanung nach vier Kindern abgeschlossen sei, beantwortet Graf mit einem kryptischen Lächeln. Das gelegentliche Verwirrungspotenzial ihrer Lebenssituation kann sie aber nicht ausblenden: «Wenn plötzlich mein dunkelhäutiger Ex-Partner an einer Schulversammlung meines blonden und blauäugigen Sohnes auftaucht, wundern sich gewisse Leute schon.» Und auch an Veranstaltungen sei hie und da Erklärungsbedarf vorhanden: «Wenn jemand meinen Begleiter so begrüsst, als sei er im vergangenen Jahr auch dabei gewesen, ergeben sich witzige Situationen.» Anja Graf lacht vergnügt, wenn sie dies erzählt.

Sie wirkt sehr entspannt. Gleichzeitig sagt sie aber auch: «Es gibt Phasen, da wache ich nachts auf und wälze meine geschäftlichen Probleme – in der Hoffnung, morgens zu einer effizienten Lösung zu gelangen.»

Auslastung von 95 Prozent

Die Frage, ob Kind oder Karriere, habe sich für sie aber nie gestellt – im Gegenteil: «Während ich die Firma aufbaute, wollte ich unbedingt auch meine Kinder haben.» Ein Unternehmen vorwärtszubringen, sei, wie ein Baby grosszuziehen: «Das passt ganz gut zusammen.»

Dem geschäftlichen Wachstum war die private Diversifikationsstrategie auf jeden Fall nicht abkömmlich. Graf reicht ein Faktenblatt mit den wichtigsten Kennzahlen über den Tisch. Darauf ist beispielsweise zu lesen, dass sie derzeit rund 1800 Wohnungen in der Schweiz, in Deutschland, Österreich und Polen vermietet, dass sich die Anzahl Mitarbeiter seit 2015 von 180 auf 250 gesteigert hat. Der Umsatz aus «Objekten im Eigenbestand» ist in derselben Zeit von 27 Millionen auf 40 Millionen Franken gewachsen. Die Auslastung von Visionapartments beträgt 95 Prozent. Doch das soll erst der Anfang gewesen sein. Bis 2021 rechnet Graf mit einem Umsatz von 52 Millionen Franken.

Geschäftlich möchte sie bis zu diesem Zeitpunkt kürzertreten. Auf ihre Pläne und Wünsche angesprochen, sagt sie: «Ich habe zwanzig Jahre knallhart gearbeitet. Bald möchte ich mehr Zeit haben, um für mich selber etwas zu tun – oder einfach nur meine Unabhängigkeit zu geniessen. Wichtig ist, dass es den Kindern gutgeht.» Graf spricht mit sanfter Stimme und einem Lächeln. Was die Worte aber zu bedeuten haben, bleibt abzuwarten. Denn bei Anja Graf gelten andere Massstäbe – beruflich, emotional und privat.

Professorales Grosshirn

Von Christoph Mörgeli

Der aufgeklärte Klima-Professor Reto Knutti ist ein Überwinder des finsternen Mittelalters, der direkt ins leuchtende Drittmittelalter gesprungen ist. Zweckgebundene Drittmittel an Hochschulen korrumpieren. Und verleiten zu Dummheiten. So sagt derselbe selbstsichere Knutti, der die Klimaveränderung für menschengemacht hält, die Klimafrage dürfe nicht mit der Zuwanderung vermischt werden: «Es ist klar, dass jeder Mensch Ressourcen braucht, aber für das Klima ist es egal, ob jemand in der Schweiz CO₂ ausstösst oder anderswo.»

Es ist dem Herrn Professor schnurzpiegal, wenn durch die ungebremste Zuwanderung hierzulande ein ökologisches Desaster entsteht. Denn dem Klima sei es schliesslich auch schnurzpiegal, wo genau dieses Desaster entstehe. Nur uns Schweizern sollte das nicht egal sein. Auch dem internationalistischen Klimaforscher Knutti sollte die Eidgenossenschaft nicht egal sein. Denn er bezieht seinen hohen Lohn an der Eidgenössischen Technischen Hochschule von den eidgenössischen Steuerzahlern.

Selbstverständlich kommen die Zuwanderer aus der EU, aus Drittländern und aus dem Asylverfahren nicht zu uns, um das schlechtere Leben in ihrer Heimat fortzusetzen. Sie wollen am Wohlstand, an den Infrastrukturen, am Verkehr, am technologischen Fortschritt teilhaben. Und ebenso am ständig steigenden Ressourcenverbrauch. Es braucht schon ein Professoren-grosshirn, um zu glauben, unser Land könne wesentlich zum CO₂-Abbau für ein besseres Klima beitragen, um dann anzufügen, aber die Zuwanderung sei dem Klima egal. Haben etwa die Hochwasser in der 8,6-Millionen-Schweiz nichts mit der Betonierung unserer Landschaft zu tun? Hat auch der vielbeklagte Artenverlust nichts mit der Betonierung zu tun?

Der Forderungskatalog der rotgrünen Umerzieher umfasst für eine Mittelstandsfamilie Kosten von über zehntausend Franken pro Jahr. Auch dem unteren Mittelstand wird das Autofahren, der Flug zum Strandurlaub, das Wohnen, die gesamte Lebenshaltung massiv verteuert. Die Klima-Massnahmen bedeuten einen noch nie erlebten Angriff der Gutverdienenden auf die sozial Schwächeren. «Nicht zuletzt wird der Klimawandel die Ungleichheit von Arm und Reich verstärken», sagt Professor Knutti. Richtig. Aber schuld ist nicht der Klimawandel. Sondern der Wahnsinnsmassnahmenkatalog von Knutti und Konsorten.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Schweinepest und Schweinefüsse

Von Peter Bodenmann — Niemand darf mehr Witze über chinesische Kommunisten und ihre Schweinefüsse machen.



Das Rahmenabkommen ist weniger gut als der EWR. Trotzdem wird es kommen.

Mit den chinesischen Kommunisten ist nicht gut Kirschen essen. Das bekam jetzt die UBS zu spüren. Ihr Global Chief Economist Paul Donovan wagte auf dem Fernsehsender Bloomberg in Sachen Schweinepest und Inflation in China eine freche Lippe: «Spielt das eine Rolle? Es ist wichtig, wenn du ein chinesisches Schwein bist. Es ist wichtig, wenn man gerne Schweinefleisch in China isst.»

Unter dem Druck der zugleich hochempfindlichen wie selbstbewussten chinesischen Kommunisten musste die UBS Paul Donovan freistellen. Unser Seidenstrassen-Spezialist Ueli Maurer schweigt in allen Sprachen.

Die Bell-Gruppe will jeden Tag zwanzig Tonnen tiefgefrorene Schweinefüsse nach China exportieren. Weil die Chinesen in Sachen Hygiene pingeliger sind als wir Schweizer, musste die Coop-Tochter zwanzig Millionen Franken vorinvestieren. Bell-Verwaltungsrätin Doris Leuthard ist gewarnt: Sie darf sich keinen Joke über tiefgefrorene Schweinefüsse erlauben. Sonst ergeht es ihr wie Donovan.

Bush junior und sein Handlanger Tony Blair haben die Welt belogen, um einen Krieg im Irak zu beginnen. Wiederholt sich die Geschichte? Wer hat die beiden hochverletzlichen Tanker in der Meerenge von Hormus nicht versenkt, sondern nur leicht angefackelt? Sicher nicht die Regierung des Iran. Vielleicht radikale Gruppen, die sie nicht kontrolliert. Vielleicht vom

CIA gesteuerte Provokateure. Früher oder später werden wir es wissen.

Die Spannung steigt auf allen Ebenen und in allen Ritzen, weil Trump die nächsten Wahlen gewinnen will und wird.

Die Schweiz kann nicht gleichzeitig unter den Rock der Amerikaner und in die Hosen der Chinesen schleichen und mit der EU auf Augenhöhe erfolgreich verhandeln.

Liechtenstein und Norwegen sind Mitglied des EWR. Keine Partei in beiden Ländern will den EWR verlassen. Niemand beklagt sich in Norwegen oder Liechtenstein ernsthaft über den Verlust von Autonomie. Schlicht und einfach, weil es keine relevanten Nachteile gibt.

Der bilaterale Weg ist der langsamere und schlechtere EWR. Trotzdem werden die Schweizerinnen und Schweizer diese Pille schlucken, weil wir seit Marignano etwas ängstlich geworden sind. Und nur wenige ein Schweizer Brexit-Theater wollen.

Die SVP stärkt mit ihren Nein die Gewerkschaften. Nicht zum ersten Mal. Die einzige relevante Frage: Wie lange dauert es noch, bis der Freisinn einlenkt? Je mehr Druck unser Junker aus Brüssel macht, desto weniger lang wird dies dauern. Wir werden einmal mehr Schwein haben.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Violetter Lügenjournalismus

Von Kurt W. Zimmermann — Die Tamedia-Blätter schrieben Lügenstorys über einen Politiker. Es ist ein Musterfall für heutigen Journalismus.

Am letzten Samstagabend feierte der Thurgauer SVP-Ständerat Roland Eberle seinen 40. Hochzeitstag in der katholischen Kirchgemeinde in Weinfelden. Eberle schaltete am Fest sein Handy aus. Das sollte Folgen haben.

Als das Fest zu Ende war, las Eberle bei 20 Minuten eine unerhörte Story der Journalistin Monira Djurdjevic über sich selbst: «Während Frauenstreik: SVP-Ständerat soll Wasser über Frauen geleert haben.»

Die Story war von A bis Z erfunden. Eberle mailte darum an die Redaktion und verlangte «die sofortige Löschung dieser Lüge». 20 Minuten löschte die Story noch in der gleichen Nacht.

Damit war die Sache nicht beendet. Denn inzwischen hatten sich auch die *Sonntags-Zeitung* und der *Tages-Anzeiger* aus demselben Tamedia-Verlag auf die Lügengeschichte gestürzt. Hier las Eberle zum Frauenstreik eine noch unerhörtere Story der Journalisten Denis von Burg und Mischa Aebi über sich selbst: «SVP-Ständerat soll Frauen mit obszönen Gesten beleidigt haben».

Auch diese Story war von A bis Z erfunden. Nach Eberles Intervention hielt die *Sonntags-Zeitung* umgehend die Druckmaschine an und entfernte den Artikel. Der *Tages-Anzeiger* löschte die getürkte Geschichte ebenfalls aus seinem Online-Portal.

Der Fall ist ein wunderbares Sittengemälde zum Thema Lügenpresse. Er zeigt, wie und warum Journalisten heutzutage alle Regeln verletzen.

Zuerst verletzten sie die eiserne Regel des Rechts auf Gehör. Die Journalistin Djurdjevic von 20 Minuten schrieb eine Mail an Eberle, er habe Frauen aus seiner Wohnung «mit Wasser begossen und beschimpft». Erst redete sie vom Tatort Zürich, dann vom Tatort Bern. Weil Eberle weder hier noch dort eine Wohnung hat, antwortete er, es handle sich wohl um eine Verwechslung. Dann ging er an sein Hochzeitsjubiläum und schaltete sein Handy aus. Als ihn die Journalistin telefonisch nicht mehr erreichen konnte, knallte sie die Fake News hemmungslos raus.

Auch die Journalisten von Burg und Aebi von der *Sonntags-Zeitung* gingen nach demselben hinterhältigen Muster vor. Auch sie erreichten Eberle am Telefon nicht und redeten darum auf seine Combox. Als der Politiker aufgrund seiner Hochzeitsfeier nicht gleich zurückrief, knallten sie die Fake News hemmungslos raus.



Die süsseste Versuchung: SVP-Ständerat Eberle.

Früher hätte jeder anständige Redaktor bis am nächsten Morgen gewartet, um mit dem Gegenüber zu reden. In der schnellen Online-Welt zählt inzwischen nur noch das Tempo. Ob die Story stimmt, ist nicht so wichtig.

Dann verletzten die Journalisten auch die eiserne Regel zur Überprüfung ihrer Quellen. Die Quelle war in diesem Fall mehr als dubios. Es handelte sich um das Paar Nicole Ziegler und Simone Näf, zwei Frauen, die am violetten Streik teilgenommen hatten. Sie tischten den Medien gemeinsam die erstunkene Story auf. Eberle, den sie klar identifiziert hätten, habe Wasser aus seiner Wohnung in Bern über Frauen gegossen und dazu, so Frau Näf, ein «Fick-Zeichen» gemacht.

Alles erlogen. Eberle hat keine Wohnung in Bern und war am Streiktag nachweislich im Thurgau.

Warum verstossen Journalisten gegen alle Branchen-Regeln? Es ist das Narrativ, die Faszination der ultimativen Klischee-Story. Dass ausgerechnet am Frauenstreik ein rechter Politiker Frauen sexuell belästigt, ist die süsseste Versuchung, die es für kritische Journalisten gibt. Sie ist so süß, dass alle Hemmungen fallen.

Arthur Rutishauser, der Chefredaktor von *Tages-Anzeiger* und *Sonntags-Zeitung*, hat sich inzwischen bei Roland Eberle entschuldigt. Nett von ihm.

Kein Super-GAU

Von Henryk M. Broder — «Sieg der demokratischen Kräfte».

Wir sind noch einmal knapp davongekommen. In Görlitz an der Neisse wurde der Oberbürgermeister gewählt. Im ersten Wahlgang am 26. Mai hatte keiner der Bewerber die absolute Mehrheit erreicht. Für den AfD-Kandidaten Sebastian Wippel stimmten 36,4 Prozent der wahlberechtigten Görlitzer, für Octavian Ursu von der CDU 30,3 Prozent; für die Grüne Franziska Schubert 27,9 Prozent und für Jana Lübeck von der Linkspartei 5,5 Prozent.



Daraufhin kam es am letzten Sonntag zur Stichwahl zwischen den beiden Erstplatzierten. Schubert und Lübeck traten nicht mehr an und gaben eine Wahlempfehlung zugunsten des CDU-Mannes ab. Das Ergebnis war dementsprechend. 55,2 Prozent für Ursu und 44,8 Prozent für Wippel. 14 043 Stimmen gegen 11 390. *No big deal*, könnte man sagen, denn wer in Görlitz zum OB gewählt wird, ist etwa so wichtig wie das Ergebnis der letzten deutschen Mini-golf-Meisterschaft in Oberkochen in der Schwäbischen Alb vom letzten September.

Ganz anders diese Wahl zum OB von Görlitz. Das Land hielt den Atem an, es drohte ein Super-GAU. Ein Rechtspopulist, ein AfD-Mann, an der Spitze einer Stadt, zum ersten Mal in der Geschichte der Berliner Republik. Die Abstimmung, so konnte man überall lesen, habe eine «Signalwirkung» weit über Görlitz und den Freistaat Sachsen hinaus. Die Touristen könnten ausbleiben und der gute Ruf von Görlitz als «offene Europastadt» Schaden erleiden.

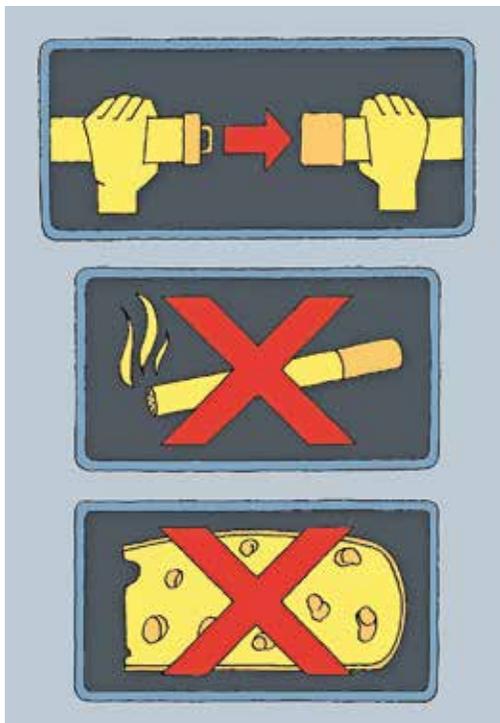
Der AfD-Kandidat, von Beruf Polizist, hatte mitnichten angekündigt, er werde eine Mauer um Görlitz bauen oder die Stadt aus Europa irgendwohin verlegen. Er wollte nur für mehr Sicherheit und weniger Kriminalität sorgen. Das Gleiche versprach der CDU-Mann, der als Musiker seinen Lebensunterhalt verdient. Als das Ergebnis der Wahl feststand, meldete die «Tagesschau»: «CDU setzt sich gegen AfD durch», im Deutschlandfunk hiess es: «Görlitz entscheidet sich für CDU-Kandidat.»

Das stimmte nur bedingt. Gewonnen hatte eine Volksfront aus CDU, SPD, Grünen, FDP und der Linken, eine so breite Koalition hatte es noch bei keiner Wahl gegeben. Ein Sprecher der sächsischen Grünen sprach von einem «Sieg der demokratischen Kräfte». Es klang wie «Deutschland, einig Vaterland».

Und Görlitz bleibt in Europa.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man auf einem Langstreckenflug seinen mitgebrachten, leider sehr geruchsintensiven Lieblingskäse auspacken, um damit den servierten Wein etwas aufzuwerten?

Patrick Roth, Zürich

Sie wollen mittelmässigen Wein mit stinkendem Käse aufwerten und dabei andere Passagiere belästigen? Sicher ist nur, dass mit dieser Aktion der Wein nicht besser wird. Und gute Gespräche in angenehmer Atmosphäre können Sie ebenfalls vergessen. Also: Verstauen Sie Ihren Käse luftdicht im Gepäck und überlassen Sie die üblen Gerüche den Socken ihrer Sitznachbarn. *David Schnapp*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Schliesslich leben wir in einem Land, in dem man immer noch seine Meinung sagen darf. Auch wenn es halt manchmal weh tut!» *Daniel Zollinger*

Realistisch

Nr. 24 – «Der frechste Politiker der Schweiz»; Roger Köppel über Andreas Glarner

Andreas Glarner finde ich gar nicht frech, sondern realistisch. Er ist einer, der wenigstens den Tatsachen ins Auge schaut und nicht gleich den Schwanz einzieht, wenn es heikel wird – wie es leider viele andere Politiker und Politikerinnen tun. Menschen von seinem Format sollte es mehr geben, solche, die Rückgrat haben, doch leider ist das eine Seltenheit. Schliesslich leben wir in einem Land, in dem man immer noch seine Meinung sagen darf. Auch wenn es halt manchmal weh tut!

Daniel Zollinger, Uster

Andreas Glarner ist wirklich einer der mutigsten und auch glaubwürdigsten Politiker der Schweiz. Deshalb ist es ungerecht, ihm «Frechheit» zu unterstellen. Daher würde der Titel «Der mutigste Politiker der Schweiz» treffender dem Artikel entsprechen. Die Sorgen um die Schweiz, die Glarner handeln lassen, haben die meisten Politiker (und Bürger) auch im Hinterkopf. Aber nur sehr wenige Politiker bzw. Politikerinnen setzen sich so klar und konsequent dafür ein. *Robert Mosimann, Ettenhausen*

Marxistischer Albtraum

Nr. 24 – «Greta ist das Gras, ich höre es wachsen»; Interview mit Jean Ziegler von Jürg Altwegg

Genau darauf haben wir doch alle gewartet: eine kapitalistenfreie Welt voller Gretas und Jeans. Die Schweiz als Nordkorea Mitteleuropas! Willkommen im marxistischen Albtraum eines jeden freiheitlich denkenden Menschen. *Wäli Kammermann, Dallenwil*

Friedensillusionen

Nr. 24 – «Konflikt könnte morgen gelöst sein»; Interview mit Ehud Olmert von Pierre Heumann

In seinem Wunschdenken ignoriert Olmert, dass Israel nach islamischer Lehre zu eliminieren ist. Denn als ehemals islamisches Territorium gilt Israel als «Dar al-Islam» (Haus des Islam), das um jeden Preis wieder unter die Scharia zu stellen ist. Deshalb gibt es keinen Frieden, aber seit hundert Jahren Kampf gegen die völkerrechtlich gültige jüdische Heimstätte zwischen Jordan und Mittelmeer. Bedenklich, ja gefährlich sind die Naivität und Ignoranz eines Politikers wie Olmert.

Hanspeter Büchi, Stäfa



Rückgrat: Weltwoche-Cover.

Auf dünnem Eis

Nr. 23 – «Vernebelungstaktik beim Klimawandel»; Reto Knutti über die Berichterstattung der *Weltwoche*

Was mir Sorge bereitet: Ob sich wohl die Führung der ETH Rechenschaft darüber gibt, dass sie sich in solchen Teilbereichen schleichend von der Naturwissenschaft auf das dünne Eis der Wahrsagerei begibt (computerberechnete Zukunftsmodelle, die jedes erwünschte Resultat liefern)? Der Schaden – nicht an der Natur – dürfte in einigen Jahrzehnten immens sein. Der Club of Rome lässt grüssen.

Paul Aebischer, St. Antoni

«Alle sind sich einig» ist kein wissenschaftliches Argument. Eins der wenigen Argumente, die ich dem Artikel von Professor Knutti entnehmen konnte, ist die Behauptung, CO₂ steuere gewissermassen den Wasserdampf. Das ist ein ganz wesentlicher Punkt – nur so könnte eine grössere Wirkung des CO₂ auf das Klima begründet werden. Aber: Die Sonne scheint aufs Meer, es bildet sich Wasserdampf, ein starkes Treibhausgas. Folglich steigt die Temperatur, es bildet sich mehr Wasserdampf und so weiter (positive Rückkopplung). Die Entwicklung des Wasserdampfes würde also wegen seiner viel stärkeren Treibhauswirkung auch ohne CO₂ nicht wesentlich anders verlaufen. Von einer Steuerung durch CO₂ kann keine Rede sein. Und bei höherer Luftfeuchtigkeit bilden sich vermehrt Wolken, die die Energiezufuhr

durch die Sonne drosseln. Wenn man dem CO₂ die Treibhauswirkung des Wasserdampfes anrechnen will, müsste man ihm auch die kühlende Wirkung der Wolken anrechnen.

Eberhard Vogel, Worben

Weshalb bringt Professor Knutti nicht einfach Fakten? Weshalb werden schamlos Behauptungen aufgestellt, die zwar offensichtlich ins politische Weltbild des Professors passen, aber einer wissenschaftlichen Überprüfung nicht standhalten? Wissenschaftler, die zu anderen Schlüssen kommen und sich dem Mainstream entgegenstellen – und deren gibt es ziemlich viele –, werden denunziert und ausgegrenzt. Aber der ETH-Professor hat natürlich recht: Daten werden selektiv ausgewählt, Überinterpretationen ermöglicht, Fakten ausgeblendet. Schliesslich geht es um Meinungen und nicht um Fakten. Und es geht um viel Geld. Der Klimawandel ist längst zum Big Business geworden: politisch und finanziell. Es macht Sinn, die geschürte Hysterie für eigene Zwecke optimal zu nutzen. *Markus Rohrer, Hasle-Rüegsau*

Wer wirft den ersten Stein?

Nr. 24 – «Bei Parmelin machen sie den Kopfstand»; Hubert Mooser über den SVP-Bundesrat

Wenn Bundesrat Parmelin der FDP und der SP in die Schusslinie gerät, weil er einen der fähigsten und erfahrensten Politberater, den ehemaligen SVP-Generalsekretär Martin Baltisser, einstellt, dann sollten diese Parteien sich fragen, ob sie den ersten Stein werfen können. Leider wird die Halbwertszeit des Vergessens immer kürzer. Man erinnere sich doch an Otto Stich und seinen SP-Filz. Den persönlichen Mitarbeiter Jean-Noël Rey machte Stich zum Generaldirektor der Post, seine Beraterin Marie-Louise Baumann zur Chefin der Pensionskasse des Bundes. Alain Berset hat eine richtig rote Truppe um sich geschart. Ganz unsäglich war die Personalpolitik von Eveline Widmer-Schlumpf. Der Vorschlag von Johann Schneider-Ammann, den Verwaltungsratspräsidenten der eigenen Unternehmensgruppe, Roman Boutellier, zu seinem Staatssekretär zu machen, wurde vom Bundesratsgremium abgelehnt. Schneider-Ammann hat durch seine achtjährige engagierte und unternehmerische Politik dann überzeugt.

Roger E. Schärer, Feldmeilen

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Immer wieder wird in meinem Umfeld darüber diskutiert, ob es legitim sei, im billigeren Ausland seinen Wocheneinkauf zu machen. Gibt es so etwas wie eine patriotische Pflicht, einheimische Läden und Hersteller zu unterstützen, auch wenn es deutlich mehr kostet?

Michel D., Herisau

Geradezu eine patriotische Pflicht, nur die einheimischen Läden und einheimischen Hersteller zu berücksichtigen, gibt es nicht. Wenn wir ja etwas kaufen, so kaufen wir es in der Regel nicht, weil wir den Hersteller unterstützen wollen, sondern weil wir die beste Dienstleistung oder das beste Produkt zum besten Preis einkaufen möchten.

Das sind die Grundsätze der freien Marktwirtschaft, und es ist Sache der einheimischen Läden und Hersteller, so Gutes oder so Besonderes herzustellen und anzubieten, dass auch der Schweizer Kunde dieses Produkt dem ausländischen vorzieht. Das kann wegen eines besseren Preises oder einer besseren Qualität sein.

Es gibt aber auch praktische – nicht patriotische – Gründe, warum es besser ist, einen einheimischen Hersteller zu berücksichtigen. Das ist namentlich für langlebige Güter der Fall. Ein Beispiel: Sie bauen im Haus ein Badezimmer ein. Irgendein weit abgelegener Hersteller ist preislich am günstigsten. Jetzt muss ich aber fragen: Wen ziehe ich später beim Unterhalt

Kaufen Sie das beste Produkt mit der Garantie für eine künftige Unterhaltsleistung.

bei, oder wenn etwas nicht funktioniert, wenn etwas kaputtgeht? Gibt es diesen abgelegenen, billigeren ausländischen Produzenten dann noch? Kann er rechtzeitig hier sein?

Oft eilt es ja, wenn man eine Reparatur vornehmen muss. Bei einer billigen Ware, die man nach kurzer Zeit ohnehin wieder wegwirft, spielt das keine Rolle. Also kaufen Sie, wo Sie das beste Produkt zum besten Preis mit der besten Qualität und der Garantie für eine künftige Unterhaltsleistung bekommen. Vorausdenken lohnt sich!

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Unveröffentlichte Fragen bleiben unbeantwortet.

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Immer mehr Chefinnen – KMU leben es vor

Noch bis Sonntag, 23. Juni, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 24. Juni,
täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:

www.fokus-kmu.tv



Der Volkspartei steht bis zu den Wahlen im Oktober noch ein heisser Kampf bevor.

SVP auf Schleuderkurs

Beim Thema «Konzernverantwortung» währte die Fraktionsspitze ihre Leute hinter sich. Es kam anders. Eine exemplarische Tiefenbohrung in der Wandelhalle des Bundeshauses zeigt: Die Volkspartei kämpft nicht nur gegen äussere Gegner. Von Philipp Gut

Die Frage von Thomas Aeschi deutete auf aussergewöhnliche Umstände hin. An der SVP-Fraktionssitzung vom Dienstagmorgen letzter Woche wollte der Platzkommandant wissen, wer ausser dem Zürcher Nationalrat und Rechtsprofessor Hans-Ueli Vogt den indirekten Gegenvorschlag zur Konzernverantwortungsinitiative unterstützte. Es meldete sich niemand. Die Lage schien absolut unter Kontrolle. Fraktionschef Aeschi und Parteipräsident Albert Rösti konnten deshalb in guten Treuen davon ausgehen, dass die Fraktion auf Kurs sei. Die SVP lehnt nämlich nicht nur die linke Konzernverantwortungsinitiative («Für verantwortungsvolle Unternehmen – zum Schutz von Mensch und Umwelt»), sondern auch den von Vogt und CVP-Mann Karl Vogler gezeimerten indirekten Gegenvorschlag ab (S.29). Sowohl die Initiative wie auch der leicht abgeschwächte Kompromissvorschlag seien brandgefährlich – nicht nur für den Wirtschaftsstandort Schweiz, sondern auch für die Steuerzahler. Würde das auf linke NGOs zurückgehende Begehren angenommen, käme aus der ganzen Welt eine Prozesslawine auf die Schweiz zu. Rechtsunsicherheit und unabsehbare Kosten – die Richter arbeiteten ja nicht gratis – wären die Folgen, so die Argumentation der Partei.

Doch es kam anders. Bei der Abstimmung über den indirekten Gegenentwurf scherten etliche SVP-Fraktionsmitglieder aus. Der ver-

meintliche Einzelkämpfer Vogt war plötzlich von einem kleinen Unterstützungstrupp umgeben. Fünf SVP-Nationalräte enthielten sich der Stimme. Sechs stimmten sogar gegen die Parteilinie. Neben Vogt waren dies Martin Haab, Markus Hausammann, Barbara Keller-Inhelder, Pierre-André Page und Lukas Reimann. Weil auch die zweite erklärte Wirtschaftspartei neben der SVP, die FDP, noch viel massiver bröckelte, kam der von der Ratslinken einhellig unterstützte Gegenvorschlag am

Schaut etwa jeder nur noch für sich? Hat die SVP den Kompass verloren?

Ende durch. Hätten beide Rechtsparteien die Fraktionsdisziplin durchgesetzt, hätten sie die Abstimmung gewonnen.

Die verunglückte Aktion scheint ins Bild einer verunsicherten Partei zu passen, die nach Wahlniederlagen in verschiedenen Kantonen nach dem Tritt sucht – offenbar in allen möglichen Richtungen. Die provozierenden Einwürfe eines Andreas Glarner, den manche in der Partei als «Irrlicht» bezeichnen, lassen zusätzlich die alte Stilfrage wieder aufklingen. Schaut etwa jeder nur noch für sich? Hat die SVP den Kompass verloren? Dreht sie – vier Monate vor den eidgenössischen Wahlen – gar durch?

Wer den Fraktionsmitgliedern den Puls nehmen will, tut dies am besten in der Wandelhalle des Bundeshauses, diesem surrenden Bienenhaus der Schweizer Politik. Auch Tage nach der Abstimmung ist die Aufregung in den Reihen der grössten Schweizer Fraktion noch spürbar. In einer internen E-Mail übte Fraktionschef Aeschi scharfe Kritik an jenen Abweichlern, die in der Fraktionssitzung zuvor nicht zugegeben hatten, dass sie anders abstimmen würden. Auch andere Vertreter der Parteilinie regten sich fürchterlich auf. «Habt ihr denn vergessen, dass es die Unternehmen sind, die der Schweiz den Wohlstand bringen? Wollt ihr ihnen im Verein mit den Linken immer mehr Hindernisse in den Weg legen?», so lautete der Tenor.

Die Angegriffenen wehren sich nach Kräften. Hört man ihnen zu, wird deutlich, dass sie völlig unterschiedliche Motive verfolgen. Dabei lassen sich drei Lager unterscheiden.

Die Strategen — Kopf dieser Gruppe ist Hans-Ueli Vogt. Der intellektuelle Aussenseiter sitzt allein auf einer mit grünem Leder überzogenen Bank im «rechten» Vorzimmer zum Ratssaal. Müsste er, der Vater der Initiative «Landesrecht vor Völkerrecht», nicht Sturm laufen gegen das Ansinnen, internationales *soft law* in den Verfassungsrang zu erheben? Was haben dort so schwammige Formulierungen wie «Menschenrechte respektieren» zu su-

chen? Die Antwort des Juristen ist ein «Ja, aber». Solche unklaren Rechtsbegriffe seien ihm ein Gräuel, sagt Vogt, aber es gehe ihm letztlich um eine «strategische Abwägung». Präsentiere man keinen Gegenentwurf, sei die Gefahr gross, dass die Konzernverantwortungsinitiative angenommen werde und am Schluss genau diese unscharfen Begriffe auf alle Ewigkeit in unserer Verfassung stehen. Er habe den Initianten die Zusicherung abgerungen, dass sie die Initiative zurückzögen, sollte der Gegenvorschlag zustande kommen. Tatsächlich steht das so im Gegenvorschlag drin. Allerdings prallen auch hier die Meinungen innerhalb der Fraktion aufeinander. An diesem Punkt der Diskussion schlendert der Bankier Thomas Matter vorbei. Er hat die letzten Sätze aufgeschnappt und wirft ein, es wäre für ihn «der Albtraum», wenn der Gegenvorschlag im Parlament durchkäme und die Volksinitiative dennoch vors Volk käme. Vogt hält das für ausgeschlossen, doch das Gegenargument aus der Mitte der Fraktion lautet: Es sei davon auszugehen, dass der Ständerat in einem nächsten Schritt den Gegenvorschlag abschleifen werde, so dass die linken Urheber der Initiative am Ende vielleicht nicht mehr mit an Bord sein und sich auch nicht mehr an das gegebene Versprechen gebunden fühlen könnten.

Die Bauern — Die grösste Ansammlung an Abweichlern und Unentschlossenen setzt sich interessanterweise aus Bauern zusammen. Dazu gehören – ohne Vollständigkeit – Andreas Aebi, Erich von Siebenthal, Markus Hausammann und Martin Haab. Der Letztere war für die in den Zürcher Regierungsrat gewählte Natalie Rickli nachgerückt und sass seit erst gut einer Woche im Nationalrat, als er schon das erste Mal ausscherte. In der Fraktion kam das gar nicht gut an. Unverhofft sieht er sich im Brennpunkt einer fraktionsinternen Auseinandersetzung. Man könnte auch sagen: Haab wurde im Fegefeuer geröstet. Sein Zürcher Kollege Alfred «Fred» Heer fuhr dem Neuen heftig an den Karren. Auch Fraktionspräsident Aeschi nahm ihn zur Brust. Schon vor der Abstimmung im Rat hatten die beiden miteinander gesprochen. Genützt hat es am Ende nichts: «Ich habe lange gewartet, bis ich den grünen Knopf gedrückt habe», so Haab. Er habe gesehen, dass das Resultat ziemlich deutlich ausfallen würde, also habe er sich erlaubt, gegen die Fraktionsempfehlung zu stimmen. Das «Zünglein an der Waage» zu sein, hätte er sich dann doch nicht getraut. «Ich wusste, dass alle auf mich schauen würden.» Sein Eintreten für den indirekten Gegenvorschlag begründet er damit, er habe vielleicht «ein etwas sensibleres Gewissen als andere». In Ländern Südamerikas oder im afrikanischen Tansania habe er Zustände gesehen, die man schon hinterfragen müsse. «Wir müssen diskutieren, wie die grossen Konzerne mit den natürlichen Ressourcen umgehen.» >>>

Politik

Kolonialjustiz nach Schweizer Art

Die Konzernverantwortungsinitiative stürzt die Bürgerlichen in ein Dilemma. Der Gegenvorschlag könnte den Dambruch auslösen, den er eigentlich verhindern soll. Von Alex Baur

Die Volksinitiative mit dem schönen Titel «Für verantwortungsvolle Unternehmen – zum Schutz von Mensch und Umwelt» gehört zu jenen Vorlagen, denen man als gesitteter Mensch eigentlich nur zustimmen kann. Auf den ersten Blick zumindest. Wer billigt schon Elend und Gesetzlosigkeit in Entwicklungsländern? Nur stellt sich diese Frage gar nicht. Sie lenkt vielmehr vom Kern ab.

Die Vorlage will, dass internationale Konzerne in der Schweiz eingeklagt werden können wegen angeblicher Verfehlungen, die im Ausland begangen wurden, auch wenn diese im betreffenden Land gar nicht verfolgt werden. Die Multis sollen sogar für vermeintliche Untaten ihrer Tochterfirmen oder Zulieferer zur Rechenschaft gezogen werden. Die Grundsatzfrage lautet demnach: Hat die Schweizer Justiz das Recht, ja die Pflicht, über angebliche Missstände in fernen Ländern und Justizsystemen zu richten? Und wenn ja: Ist sie dazu überhaupt in der Lage?

Aus sozialistischer Sicht ist die Sache klar: Schuld an all dem Elend in den Entwicklungsländern sind die Industrienationen mit ihren geldgierigen Konzernen. Eine Weltjustiz, welche die Ausgebeuteten ungeachtet der Landesgrenzen – nicht zuletzt

auch vor den eigenen Machthabern – schützt, wäre ein Schritt zur Überwindung des Kapitalismus.

Gemäss bürgerlichem Credo dagegen obliegt es primär jedem Land, seine Regeln zu bestimmen und durchzusetzen. Die Bevormundung souveräner Nationen ist eine neue Form des zu Recht verpönten Kolonialismus. Das internationale Recht beruht stets auf Beidseitigkeit, es dient in erster Linie der Friedenswahrung und dem freien Handel, den es im Interesse aller schützt und fördert. Ein soziales Engagement, das über die jeweils gültigen Gesetze und Praktiken hinausgeht, liegt vorab in der Eigenverantwortung der Unternehmen und nicht zuletzt der Konsumenten.

Erosion in der Mitte und ganz rechts

So weit die reine Lehre. In der Praxis gibt es zwischen den Lagern keine scharfe Trennlinie, sondern ein weites und diffuses Feld. Während auf linker Seite der eine oder andere dem freien Markt nicht ganz abschwören mag, ist auch rechts der Mitte die Ansicht weit verbreitet, dass man den Entwicklungsländern in deren eigenem Interesse auf die Finger schauen muss. Doch die ideologisch Ungefestigten sind nicht gleichermassen verteilt. Gemäss Meinungsumfragen hat die von einer breiten NGO-Allianz lancierte Konzernverantwortungsinitiative gute Chancen auf einen Erfolg an der Urne.

Anders als die politische Linke, die geschlossen hinter der Vorlage steht, ist das bürgerliche Lager gespalten. Die Erosion findet nicht nur in der Mitte statt. In den letzten Jahren kam es auch zu einer Entfremdung zwischen rechtskonservativen Kreisen und international ausgerichteten Firmen, die sich herzlich wenig um helvetische Interessen scheren.

Vor diesem Hintergrund hat der Nationalrat auf Initiative von Hans-Ueli Vogt (SVP, ZH) und Karl Vogler (CVP, OW) letzte Woche einen indirekten Gegenvorschlag verabschiedet, der vor allem eines will: Schadensbegrenzung. Christa Markwalder (FDP, BE) definierte das Ziel im Namen der vorberatenden Kommission: Der Gegenvorschlag soll die Initianten zum Rückzug des Volksbegehrens bewegen, so dass es gar nicht erst zur Volksabstimmung kommt. >>>



Beweislastumkehr: Jurist Vogt.

Gemäss Hans-Ueli Vogt nimmt der Gegenvorschlag den «legitimen Kern» der Initiative auf, eliminiert aber die schädlichen Nebenwirkungen. Haftungsklagen gegen Firmen wegen angeblicher Verfehlungen im Ausland seien bereits heute möglich, doppelte Karl Vogler nach. Nur, so fragt man sich, wozu braucht es dann ein neues Gesetz? Die Meinungen der Experten gehen weit auseinander. Wie sich das Gesetz auswirkt, ist stets eine Frage der Auslegung mit vielen Unbekannten. Das gilt ganz besonders im internationalen Bereich.

Podium für NGO-Kampagnen

Nationalrat Vogler brachte im Rat das Beispiel eines Witwers aus Sambia, dessen Gattin wegen Schwefeldämpfen aus einer Kupfermine gestorben sein soll. Er zählte dabei all die Hürden auf, die der mittellose Sambier überwinden müsste. Doch solche Haftungsklagen laufen anders. In der Regel werden sie von NGOs geführt. Der arme Witwer aus Sambia ist dabei nicht mehr als eine Schachfigur.

Mit professionell inszenierten und medial orchestrierten Kampagnen, deren Wahrheitsgehalt niemand überprüfen kann, stellen NGOs die Konzerne seit Jahren an den Pranger. Der Prozess gibt ihren Aktionen einen offiziellen Anstrich. Doch wie soll ein Schweizer Gericht aus der Ferne beurteilen, was die Justiz vor Ort nicht klären konnte: ob die Frau tatsächlich wegen Schwefeldämpfen gestorben ist und ob die Firma ein Verschulden trifft. Ein wichtiger Unterschied ist, dass der Gegenvorschlag direkt im Gesetz (Obligationenrecht) umgesetzt und nicht in der Verfassung verankert würde. Die Haftungsklagen würden auf «Leib, Leben und Eigentum» beschränkt. Kleinere und mittlere Unternehmen wären vom Klagerisiko befreit.

Henrique Schneider, der stellvertretende Direktor des Gewerbeverbandes, warnt trotzdem: «Der Gegenvorschlag erfüllt die Forderungen der Initianten zu 80 Prozent.» Die grösste Rechtsunsicherheit ortet er in einer faktischen Beweislastumkehr: Die Firmen müssen beweisen, dass sie alles getan haben, um die Umwelt- und Menschenrechtsstandards zu garantieren. In politisch und wirtschaftlich instabilen Ländern ist das aber oft fast unmöglich.

Es ist daher zu befürchten, dass sich die Konzerne aus Furcht vor NGO-Klagen ausgerechnet aus den ärmsten Ländern zurückziehen. Oder sie verlegen ihren Sitz von der Schweiz in ein Land, das ihnen mehr Rechtsschutz gewährt. Das eine wie das andere würde den Entwicklungsländern mehr schaden als nützen.

Der Neuling gilt seit seinem politischen Seitenhüpfer in der Fraktion bereits als «zweiter Hausammann». Gemeint ist sein Bauernkollege aus dem Kanton Thurgau, der relativ häufig von der intern vorgegebenen Ideallinie abweicht. Und was sagt das Original dazu? Wir wollen es genau wissen und lassen Markus Hausammann von einer freundlichen Weibelin («Ich lese die *Weltwoche* immer») aus dem Saal holen. Bei höchstens 20 Prozent der Abstimmungen – vor allem Nachhaltigkeitsthemen – weiche er ab, schätzt Hausammann. Bei der Abstimmungskaskade zur Energiestrategie habe er das einmal nachgerechnet. Trotzdem findet er, das werde «hochgespielt». In der Sache führt er aus, er habe halt «gewisse ethische Grundsätze». Als Bauer, «Urproduzent» und Unternehmer stehe er vor dem gleichen Problem wie die Konzerne. «Über die Menschenrechte und ökologische Standards können wir uns nicht hinwegsetzen.» Aus Sicht von Stützen der Fraktion wie ihrem ehemaligen «General» Adrian Amstutz sind dies völlig unausgereifte Argumente. «Wir sollten uns nicht zum Weltpolizisten aufspielen und eine neue teure Regulierungsbürokratie aufziehen», meint er und appelliert an die «Eigenverantwortung» der Konzerne.

Die Auns — Die sicher spektakulärsten Dissidenten lassen sich auf den Nenner «Auns» bringen. Lukas Reimann, Präsident der Unabhängigkeitskampfruppe, und Barbara Keller-Inhelder, Vizepräsidentin, heissen deren Wortführer. Für Feuer im Parteidach sorgte die Auns vor wenigen Tagen mit der Mitteilung, sie prüfe «die Unterstützung zur Konzernverantwortungs-Initiative». Reimann, mit dem glühenden runden Gesicht des ewigen Lausbuben, stürmt aus dem Ratssaal und poltert los: «Wir sind gegen die Economiesuisse und die Grosskonzerne, die die Schweiz an die EU verkaufen und das Rahmenabkommen durchdrücken wollen.» Es sei genug, die SVP solle endlich aufhören, «der Steigbügelhalter jener Kreise zu sein, die uns ausnehmen und unsere Demokratie begraben wollen». Männiglich reibt sich die Augen: Hat die Auns jetzt plötzlich die Ökologie und das internationale Recht auf ihre Fahne geschrieben? Reimann winkt ab. Hinter dem möglichen Sukkurs für die linke Initiative stehe einzig und allein der Schlag gegen die Economiesuisse. Bei keinem anderen Thema habe der Wirtschaftsdachverband so stark lobbyiert. Der Auns-Plan laute deshalb: «Wir üben Druck auf die Wirtschaftsverbände aus, bis sie europapolitisch wieder zur Vernunft kommen.» Auch Barbara Keller-Inhelder fährt diese Linie. Sie würden «regelmässig erpresst, dass wir nicht mehr abstimmen dürfen, wie wir eigentlich möchten, weil wir sonst riskieren, bei der EU in Ungnade zu fallen», sagt sie. Mit anderen Worten: Die Auns führt einen Stellvertreterkrieg um Europa. Doch Zwist gibt es deshalb nun auch intern: Die Spitzen von Fraktion und Par-

tei können diese Position dem Vernehmen nach überhaupt nicht nachvollziehen. Wer zu allem nein sage, was Economiesuisse vorbringe, lande am Ende im Lager der Gewerkschaften, so laute das Konterargument der Chefs. Sie halten sich offenbar lieber an den Spruch, den Parteidoyen Christoph Blocher in solchen Situationen anzubringen pflegte: «Wir müssen das machen, was richtig ist.»

Trotzdem trifft Auns-Reimann mit seinem wilden Ritt innerhalb der Fraktion auf einige Sympathien. Auch SVP-Parlamentarier, die den Gegenvorschlag abgelehnt haben, fühlen sich von Economiesuisse «verarscht», wie sie sich unzweifelhaft ausdrücken, und haben nur zähneknirschend auf den roten Nein-Knopf gedrückt. An der Basis, so vermuten viele, sei die Unterstützung für einen solchen Crashkurs noch stärker als in der Fraktion. Einen überraschenden halben Verbündeten haben die Abweichler bereits gefunden: Gewerbeverbandspräsident Jean-François Rime enthielt sich der Stimme. Der ehemalige Bundesratskandidat weist im Gespräch darauf hin, dass die grössten Mitgliedsverbände in der Romandie sich ebenfalls für den Gegenentwurf zur Konzernverantwortungsinitiative ausgesprochen hätten. Ihnen fühle er sich verpflichtet. Zudem hätten ihn die Argumente von Kollege Vogt überzeugt.

Bleibt die Frage, warum sich die Dissidenten in der Fraktionssitzung nicht geoutet haben, als der Vorsitzende Aeschi danach fragte. Hans-Ueli Vogt, der seinen eigenen Standpunkt stets klar gemacht hatte, erklärt das Schweigen, das den Unmut der Rennleitung über die nachmaligen Querschläger umso grösser machte, mit «der Logik der Beschlussfassung in solchen Gremien». Wer sich gegen die Stallorder gestellt hätte, hätte aufstehen und argumentieren müssen. Und das habe vielleicht nicht jeder gewollt. Oder nicht gekonnt? Barbara Keller-Inhelder jedenfalls holt zu einer grundsätzlichen Manöverkritik aus: «Erst während der Session kommen die Informationen und Argumente, die wir für die Entscheidungsfindung benötigen würden. Die Entscheide werden aber schon vorher, aufgrund von wenigen Voten und Empfehlungen in den jeweiligen Fraktionssitzungen, gefällt. Zu diesem Zeitpunkt sind wir Fraktionsmitglieder nicht immer parat für eine fundierte Diskussion und Entscheidung – wie auch in diesem Fall. Dieses System ist absurd und nicht im Sinne der Erfinder des Parlaments.»

Eigentlich wäre als Schlusspointe dieses Artikels ein Zitat von Toni Brunner geplant gewesen. «Pro Legislatur darf man einen «Seich» machen», sagte der Ex-Parteipräsident jeweils in jugendlicher Väterlaune zu den Umfallern in der Fraktion. Doch es sieht derzeit nicht danach aus, dass es bei einem einmaligen Vorkommnis bleibt. Der SVP steht bis zu den Wahlen im Oktober noch ein heisser Kampf bevor. Gegen aussen, aber auch gegen innen. ○

Geheimes Netzwerk der Chemiegegner

Gleich zwei Volksinitiativen wollen synthetische Pestizide stark einschränken oder gar verbieten. Vom Bund finanzierte wissenschaftliche Organisationen lassen sich bereitwillig in die radikale politische Kampagne einspannen. *Von Philipp Gut*

Am 31. Mai erschien in der NZZ ein ganzseitiger Bericht mit dem drastischen Titel «Vom Winde verwehtes Gift». Die «Verfrachtung von Pestiziden über die Luft» habe bisher als kleinräumiges Problem gegolten. Doch nun mehrten sich die Hinweise, «dass ein Teil der Wirkstoffe mehrere Kilometer weit getragen werden kann». Als Autorin des Artikels zeichnete eine gewisse Stephanie Schnydrig. Der Text war wie ein redaktioneller Beitrag aufgemacht. Ein Hinweis darauf, wer diese Autorin ist, fehlte, als ob es sich um eine feste Mitarbeiterin der NZZ handeln würde. Doch Schnydrig ist keine NZZ-Journalistin: Sie arbeitet in der Kommunikationsabteilung der Eawag, des ETH-Wasserforschungsinstituts. Dieses untersteht dem Eidgenössischen Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF). Finanziert wird es mit Dutzenden Millionen Franken von der öffentlichen Hand. Der Bund zahlt pro Jahr direkt 59 Millionen. Hinzu kommen fast sechs Millionen vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) und fünf Millionen von der Ressortforschung des Bundes. Gegen zwei Millionen stammen aus den EU-Forschungsrahmenprogrammen und 3,3 Millionen von Kantonen, Gemeinden und internationalen Organisationen.

Schnydrigs Text hat eine spürbare politische Schlagseite. Als Zeuge der Anklage lässt die Autorin prominent Andreas Bosshard zu Wort kommen, den Geschäftsführer der Denkwerkstatt Vision Landwirtschaft. Auf ihrer Website lässt die Organisation keine Zweifel offen, wo sie in der durch gleich zwei Volksbegehren («Trinkwasserinitiative», «Für eine Schweiz ohne synthetische Pestizide») angeheizten Diskussion steht. «Landwirtschaft ist flächendeckend pestizidverseucht», so lautet etwa eine einschlägige Schlagzeile. In ihren Beiträgen verweist Vision Landwirtschaft ihrerseits auf die Eawag und auf «Forscher der Universität Neuenburg».

«Es besteht Handlungsbedarf!»

Szenenwechsel: In Vorbereitung der Nationalratsdebatte von dieser Woche liess die Kommission für Wirtschaft und Abgaben (WAK) Eawag-Experte Christian Stamm auftreten. Er verteilte an der WAK-Sitzung ein Papier mit der Überschrift «Wasser ist durch Nitrat und Pestizide aus der Landwirtschaft belastet». «Es besteht Handlungsbedarf!», heisst es darin schon im ersten Satz. Zwei Zeilen weiter ist gar von «grossem Handlungsbedarf» die Rede, weiter



«Artenverlust so gravierend wie Klimawandel.»

unten von «weiterem Handlungsbedarf». Der Disclaimer am Ende des Handouts liest sich nach dieser wiederholten Aufforderung wie ein Witz: Die Eawag gebe «als unabhängige Forschungsstelle keine Empfehlung» zu den Volksbegehren ab. «Ob und wie die beiden Initiativen zu Verbesserungen der Wasser- und Gewässerqualität führen würden, ist mit dem aktuellen Wissensstand schwer abzuschätzen.»

Stamm zitiert auch eine Studie der Uni Neuenburg zu den sogenannten Neonicotinoiden, die Ende März im *Journal of Applied Ecology* erschienen ist. Das sind Insektizide, die «vermutlich» für den Rückgang der Bienen «mitverantwortlich» seien. Gemäss der Studie kommt es zu «grossräumiger Verdriftung der Wirkstoffe», auch auf ökologische Ausgleichsflächen und auf biologisch bestellte Felder. Die meisten von ihnen seien «verseucht». Nationale und internationale Medien griffen das Thema auf und schlugen Alarm. Was sie nicht erwähnten: Die Forscher wiesen äusserst geringe Mengen des Stoffs nach. Ihre Proben erfassten Spuren bis zu 0,0009 ppb (Teile pro Milliarde). Bei einem Gramm Bodenmaterial wäre das knapp ein Tausendstel eines milliardstel Gramms. Nichtsdestotrotz machen Neuenburger Forscher munter Politik mit solchen Resultaten. Der Bodenbiologe Edward Mitchell rührt die Werbetrommel für die Initiative zum Verbot

von synthetischen Pestiziden. Er sei überzeugt, dass andere Länder dem Beispiel der Schweiz folgen würden, sollte die Initiative angenommen werde, sagte er der BBC.

Der Bundesrat und der Schweizer Bauernverband (SBV) lehnen die beiden Initiativen als zu radikal ab. Diese würden die landwirtschaftliche Produktion in der Schweiz auf den Kopf stellen. Der Chef des Bundesamts für Landwirtschaft, Bernard Lehmann, hat im *Schweizer Bauer* dargelegt, dass ein Verbot synthetischer Pestizide verantwortungslos wäre. Auch die Schweiz müsse mithelfen, den steigenden Nahrungsbedarf der Weltbevölkerung mitzutragen. Um die Produktivität in Zukunft zu verbessern, brauche es Pflanzenschutz. Rein biologische Mittel reichten dazu nicht aus. Der Branchenverband Scienceindustries betont, dass synthetische Pestizide grundsätzlich nicht problematischer seien als natürliche Stoffe: «Ob ein Pflanzenschutzmittel synthetisch produziert wird oder nicht, sagt nichts über seine toxikologischen Eigenschaften [Giftigkeit] aus.» Eine «verstärkte Förderung des Biolandbaus», wie sie Eawag-Experte Stamm fordere, sei «wissenschaftlich nicht haltbar».

Dem Vorwurf, als Wissenschaftler und Mitarbeiter einer mit Dutzenden Millionen Steuerfranken finanzierten Organisation sich mit eindeutig interpretierbaren Aussagen in eine politische Ausmarchung einzumischen, widerspricht Stamm. Die Eawag leiste «einen Beitrag zu einer faktenbasierten politischen Entscheidungsfindung». Im konkreten Fall sei es darum gegangen, «darzulegen, ob die heutige Belastung der Gewässer mit Agrochemikalien den gesetzlichen Anforderungen entspricht oder ob die Wasserqualität ungenügend ist und folglich aus Sicht der Gewässerschutzgesetzgebung ein Handlungsbedarf besteht».

Warum Eawag-Kommunikations-Frau Schnydrig in der NZZ undercover ihre Botschaften verbreiten durfte, erklärt NZZ-Chefredaktor Eric Gujer so: «Stephanie Schnydrig kontaktierte das Wissenschaftsressort der NZZ als freie Journalistin im Februar 2019, um das genannte Thema vorzuschlagen. Ihre Teilzeitanstellung bei der Eawag erwähnte sie nicht.» Erst später habe die Redaktion zufällig davon erfahren. Da im Artikel kein Bezug zum Forschungsinstitut hergestellt werde, habe man es als «vertretbar» erachtet, den Artikel zu publizieren. Dass dieser Teil einer politischen Offensive von angeblich unabhängigen Bundeswissenschaftlern ist, fiel offenbar niemandem auf. ○

Falscher Partner

Der Bundesrat verlangt von der EU drei «Klärungen» beim Rahmenabkommen – und blendet die Hauptsache aus. Der Vertrag krankt nicht an Details. Er verträgt sich nicht mit den staats- und europapolitischen Prinzipien der Schweiz. *Von Georges Bindschedler*

Das Rahmenabkommen ist keine Rettung der bilateralen Verträge, wie immer wieder behauptet wird. Das Rahmenabkommen – wie in seiner offiziellen Bezeichnung «institutionelles Abkommen» (InstA) angedeutet – macht aus den Bilateralen die Grundlage einer Institution mit der EU, macht die Bilateralen gewissermassen zu einer Tochterinstitution der EU mit der Wirkung einer Teilmemberschaft der Schweiz in der EU. Die Bilateralen sind keine bilateralen Verträge mehr, die grundsätzlich im gegenseitigen Einvernehmen angepasst werden und formell die Zustimmung beider Parteien zu jeder einzelnen Anpassung benötigen.

Die Anpassung der Verträge erfolgt gemäss dem InstA neu automatisch nach einem bestimmten Prozedere, aber grundsätzlich nach den Beschlüssen der Mehrheit der Mitglieder der EU. Im Geltungsbereich der fünf bilateralen Verträge wird die Schweiz faktisch Mitglied der EU: Sie hat Beschlüsse der EU zu übernehmen, wird zwar konsultiert, hat aber kein Stimmrecht. Ich zitiere Artikel 1.2 des InstA, der klar diese neue Qualität des Verhältnisses ausdrückt, ohne genau zu sagen, worin es besteht:

Le présent accord donne un nouveau cadre institutionnel facilitant un renforcement continu et équilibré des relations économiques et commerciales entre les parties contractantes.

Es geht also um eine Institutionalisierung der bilateralen Verträge: Man macht daraus eine Institution, eine Organisation mit verschiedenen Organen, die faktisch Teil der EU ist mit den Verpflichtungen zur Rechtsübernahme wie für ein Mitglied.

Die einseitige Ausgestaltung des sogenannten Schiedsgerichtes ist

unter diesem Blickwinkel nur konsequent. Die Existenz dieses Schiedsgerichtes mildert ein wenig die Tatsache, dass der Europäische Gerichtshof das Sagen haben wird und das Schiedsgericht nur in Tatsachenfragen geringen Einfluss geltend machen kann. Denn ohnehin werden sich nur Rechtsfragen im Streitfalle zwischen der Schweiz und der EU stellen, Tatsachenfeststellungen werden kaum streitig sein. Diese Einseitigkeit in der Streitbeilegung unterstreicht die grundlegend veränderte Qualität des bilateralen Vertragsverhältnisses und die Mutation in eine Teilmemberschaft, eine Assoziation zu den Bedingungen der EU.

Schlaumeierei

Das InstA beschränkt nur vordergründig den Geltungsbereich auf die fünf bilateralen Verträge. Überall wird festgehalten, dass das InstA Anwendung findet auf die bestehenden Verträge und auf «accords à conclure», also auf künftige Verträge, die irgendeinen Zusammenhang mit den Bilateralen haben können. Eine inhaltliche Begrenzung der «accords à conclure» gibt es nicht.

Das öffnet Tür und Tor für weitere Verpflichtungen. Die Unionsbürgerrichtlinie beispielsweise wird früher oder später mindestens zum

Im Geltungsbereich der fünf bilateralen Verträge wird die Schweiz faktisch Mitglied der EU.

Teil Bestandteil unserer Vereinbarungen mit der EU. Das ist gar nicht anders möglich, weil sie aus Sicht der zentralistisch handelnden EU eine Konsequenz der Personenfreizügigkeit ist. Die EU wollte sie ja auch explizit erwähnen. Der Bundesrat beging eine Schlaumeierei, als er diese Frage einfach offenliess; und die EU weiss genau, dass es besser ist, diesen Punkt offenzulassen, als ihn explizit in einem allenfalls einschränkenden Wortlaut zu erwähnen. Ich zitiere Artikel 2.1. des InstA:

Le présent accord s'applique aux accords bilatéraux dans les domaines relatifs au marché intérieur conclus ou à conclure par les parties contractantes.

In allen Diskussionen wird zudem die Präambel viel zu wenig beachtet. Jeder Jurist weiss aber, dass diese eine Bedeutung hat, auch wenn sie nicht direkt verpflichtend

wirkt. Sie ist jedoch zumindest Grundlage für die Auslegung eines Vertrages. Das ist auch hier so. Der Text der Präambel sieht ganz klar weitere Verhandlungen der Schweiz mit der EU vor, um das Verhältnis laufend weiterzuentwickeln und zu vertiefen.

Dies wird erst noch mit äusserst pathetischen Worten unterstrichen, was die Bedeutung der Präambel zusätzlich hervorstreicht:

RÉSOLUES à renforcer et à approfondir la participation de la Suisse au marché intérieur de l'Union européenne [...]

DÉSIREUX de contribuer au renforcement de la coopération entre les institutions de l'Union européenne et les autorités suisses, y compris le Parlement européen et le Parlement suisse.

CONVAINCUES que le renforcement continu et équilibré des relations économiques et commerciales entre les parties passe aussi par la modernisation des instruments régissant la relation économique entre l'Union européenne et la Confédération suisse, dont l'accord de libre-échange qui a été signé en 1972 (ALE1972); [...].

Schweiz würde Nettozahler

Diese aus der Präambel deutlich hervorgehende weitgehende Absicht der Anbindung an die EU und der Verhandlung mit der EU begrenzt unser Verhältnis zur EU nicht, wie das die bilateralen Verträge tun, sondern, im Gegenteil, erweitert unser Verhältnis potenziell in nicht abschätzbare Richtungen: Es öffnet den Fächer für weitergehende, über die Bilateralen hinausgehende Vereinbarungen. Die Schweiz wird in Zukunft noch mehr unter Druck der EU als bisher geraten, weil das InstA die rechtliche Grundlage dafür schafft, uns in alle möglichen Gesetzgebungsprojekte der EU einzubeziehen, ungeachtet des nur vordergründig beschränkten Geltungsbereiches. Die Konflikte mit der EU sind schon deshalb programmiert, weil die EU – zumindest gegenwärtig – zentralistisch agiert, was unserem auf Subsidiarität beruhenden föderalistischen System entgegenläuft.

Überdies sind die finanziellen Konsequenzen des InstA für die Schweiz nicht abschätzbar, aber potenziell riesig. Ich zitiere wieder die Präambel, welche die Schleusen für eine weitgehende finanzielle Beteiligung der Schweiz öffnet; und die Schweiz wird sicher früher oder später zu einem Nettozahler werden. Der Hinweis auf die autonomen Beiträge der Schweiz hat keine beschränkende Wirkung, ist nur beispielhaft gemeint als blosser Hinweis. Man kann daraus sogar eine Absicht



der Schweiz herauslesen, künftig nicht nur autonom, sondern im Rahmen einer institutionellen Pflicht Kohäsionszahlungen zu leisten. Entscheidend ist die erste Hälfte des Satzes:

SOULIGNANT l'importance des actions contribuant à réduire les disparités économiques et sociales entre leurs régions, et rappelant dans ce contexte, les contributions autonomes de la Suisse à des projets et programmes dans l'Union européenne au vu de son accès au marché intérieur de l'Union.

Nicht zu vergessen ist im Übrigen die Tatsache, dass das InstA unsere staatsrechtliche Ordnung, die auf Föderalismus und direkter Demokratie beruht, grundsätzlich relativiert. Bereits mit den Bilateralen war dies ja der Fall, wie die Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative zeigt. Diese Tendenz wird in Zukunft noch wesentlich stärker.

Autokratische Tendenzen

Was aber aus unserer staatsrechtlichen Sicht zu denken geben sollte, ist der Zentralismus der EU und ihrer Mitglieder. Die EU ist kein föderales Gebilde, die Mitglieder sind ebenso wenig föderale Staaten, nicht einmal die Bundesrepublik Deutschland ist ein föderaler Staat in unserem Sinne. Wir schaffen also eine gemeinsame Institution, die dem Partner eine dominante Rolle zuspielt, obwohl dieser Partner nach fundamental anderen Grundsätzen aufgebaut ist als wir und nach fundamental von den unsrigen divergierenden staatsrechtlichen Grundsätzen handelt.

Die EU besteht mehrheitlich aus Staaten, die Monarchien – wenn auch demokratische – sind oder sogar autokratische Tendenzen auf-

weisen. Viele haben kaum eine historische demokratische Tradition, geschweige denn eine rechtsstaatliche; und diese Staaten entscheiden mit in der Weiterentwicklung der Bedingungen, die unter den Mitgliedern, aber mit dem InstA zunehmend auch im Verhältnis zur

Schweiz Geltung haben werden. Die EU ist für die Schweiz in staatsrechtlicher und politischer Hinsicht der falsche beziehungsweise kein Partner. Deshalb sind die bilateralen Verträge für die Schweiz das Richtige, und das InstA ist abzulehnen.

Georges Bindschedler ist promovierter Jurist und führte von 1985 bis 2002 die Von Graffenried Holding. Heute betätigt er sich als Investor und Verwaltungsrat. Bindschedler ist Mitglied der FDP.

EU

Die Schweiz würde supranational

Wie soll sich das Stimmvolk zum Rahmenabkommen äussern können? Ein juristisches Gutachten kommt zu einem klaren Ergebnis. Von Katharina Fontana

Das Schweigen macht einen stutzig. Seit Monaten schon liegt das institutionelle Rahmenabkommen (InstA) auf dem Tisch, sein Inhalt wird mittlerweile bis in alle Verästelungen hinaus diskutiert, doch zu einer ganz wesentlichen Frage ist bisher nichts Konkretes zu hören: In welcher Form werden die Stimmberechtigten sich äussern können? Wird das InstA beziehungsweise der Genehmigungsbeschluss des Parlaments dem obligatorischen Referendum unterstellt, bei dem Volk und Stände mitreden? Oder gilt lediglich das fakultative Referendum mit Volksmehr?

Die politische Interessenlage ist klar: Wer das InstA schnell unter Dach und Fach bringen möchte, wird das Stimmvolk möglichst aussen vor lassen wollen; wer gegen das Abkommen ist, wird die direktdemokratischen Hürden dagegen so hoch wie möglich legen und auch die Stände einbeziehen wollen.

Wie das Ganze staatsrechtlich zu beurteilen ist, dazu liegt ein neues Gutachten aus der Feder von Andreas Glaser vor, Staatsrechtsprofessor an der Universität Zürich und Direktor des Zentrums für Demokratie Aarau. Er hat im Auftrag von Finanzunternehmer Martin Janssen, SVP-Nationalrat Gregor Rutz und dem früheren FDP-Kantonsrat und Journalisten Andreas Honegger den Rechtscharakter des Rahmenabkommens untersucht. Glaser kommt zu einem klaren Schluss: Um das InstA abzuschliessen, braucht es das obligatorische Referendum mit Volks- und Ständemehr.

Vergleich mit EWR

Interessant ist die Begründung: Der Staatsrechtsprofessor beurteilt das InstA als Beitritt zu einer supranationalen Gemeinschaft, was laut Artikel 140 der Bundesverfassung das obligatorische Staatsvertragsreferendum bedingt. Diese Sicht ist eher überraschend, geht die allgemeine Auffassung doch dahin, dass einzig die Europäische Union die Merkmale einer supranationalen Gemeinschaft erfüllt, und die Schweiz will der EU ja gerade nicht beitreten, sondern mit dem InstA ihren Sonderweg sichern.

Doch für den Gutachter würde sich die Schweiz derart intensiv an der EU beteiligen, dass die Schwelle zur Supranatio-

nalität überschritten würde. So etwa mit dem InstA-Streitbeilegungsverfahren: Die EU-Kommission könnte künftig ein «Missverhalten» der Schweiz vor das Schiedsgericht und damit vor den Europäischen Gerichtshof, also vor ihr eigenes Gericht, bringen und die Schweiz damit faktisch überwachen.

Die Pflicht der Schweiz, neues EU-Recht unter Androhung von Sanktionen zu übernehmen, fällt nach Glaser ebenfalls in diese Kategorie. Zudem liessen sich auch die genauen materiellen Befugnisse der EU-Organen nicht prognostizieren, Überraschungen etwa bei der Unionsbürgerrichtlinie seien möglich. «Das InstA trägt somit unter allen relevanten Gesichtspunkten Züge einer supranationalen Gemeinschaft», heisst es im Gutachten, spricht: Es ist dem obligatorischen Referendum mit doppeltem Mehr zu unterstellen.

Ob Bundesrat und Parlament Glasers Meinung teilen werden, ist offen. Beim EWR 1992 etwa befand der Bundesrat, dass das Abkommen zwar gewisse supranatio-

Die EU-Kommission könnte künftig die Schweiz faktisch überwachen.

nale Elemente enthalte, es sich aber nicht eigentlich um den Beitritt zu einer supranationalen Gemeinschaft handle. Der EWR wurde am Ende dennoch dem obligatorischen Staatsvertragsreferendum unterstellt, freiwillig, weil man ihm verfassungsmässigen Charakter attestierte; dasselbe galt für das Freihandelsabkommen von 1972.

Für Glaser ist klar, dass mit Blick auf den EWR-Präzedenzfall zumindest an diesem sogenannten Referendum sui generis kein Weg vorbeiführt. Dies umso mehr, als das InstA laut Glaser auch mehrere Verfassungsnormen überlagern und beispielsweise mit der Pflicht zur dynamischen Rechtsübernahme die freie Willensbildung des Parlaments und der Stimmberechtigten beeinträchtigen würde. Man darf gespannt sein, ob die InstA-Anhänger bald mit einem eigenen Gutachten aufwarten werden, das zu einem anderen Schluss kommt.

Leeres Zauberwort

Wirtschaftsorganisationen machen Propaganda für das Rahmenabkommen, weil sonst der Zugang zum Binnenmarkt erschwert werde. Das Klagen ist masslos übertrieben. Einige Firmen müssten einfach die Zertifizierungsstelle wechseln. *Von Beat Gygi*

Die Schweizer Wirtschaftsverbände und Grossunternehmen haben eine breite Offensive gestartet, um die Politik und die Landesregierung zum Abschliessen des Rahmenabkommens zu bringen und die institutionelle Ankoppelung der Schweiz an die EU voranzutreiben. Jüngstes Beispiel ist der Branchenverband der Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie, Swissmem, der vor wenigen Tagen am jährlichen Industrietag in Luzern den Ruf nach einem raschen Abschluss des Rahmenvertrags einmal mehr energisch unterstützte. Der Verband stellte eine Umfrage vor, die das Forschungsinstitut BAK Economics in Basel unter den Swissmem-Mitgliedsfirmen durchgeführt hatte und unter anderem die Wichtigkeit der bilateralen Verträge Schweiz - EU verdeutlichen sollte.

Laut Befund halten 88 Prozent der befragten Firmen das Paket der Bilateralen für wichtig bis unverzichtbar für das eigene Unternehmen. Bezogen auf die einzelnen Abkommen der ersten Tranche über Personenfreizügigkeit, technische Handelshemmnisse, Land- und Luftverkehr, Forschung und öffentliches Beschaffungswesen, sticht ins Auge, dass der Vertrag über technische Handelshemmnisse als besonders wichtig eingestuft wird (für 85 Prozent wichtig bis unverzichtbar). Er erhält damit die gleiche Priorität wie die Personenfreizügigkeit, die den Unternehmen das günstige Rekrutieren ausländischer Arbeitskräfte ermöglicht.



Präsident Hess.

Wie abhängig ist die Schweiz?

Swissmem-Präsident Hans Hess doppelte laut Medienberichten am Industrietag nach, mit dem Hinweis, dass die Schweizer Industrie wegen des fehlenden Rahmenabkommens schon jetzt schwerwiegende Nachteile erleide. So sei der weitere Abbau von technischen Handelshemmnissen ins Stocken geraten, weil die entsprechenden Vereinbarungen zwischen der Schweiz und der EU nicht aufdatiert würden. Der bilaterale Vertrag über den Abbau technischer Handelshemmnisse muss von zentraler Bedeutung sein für die Maschinen- und Elektroindustrie.

In welcher Weise hängen die Schweizer aber genau von diesem Vertrag ab? Zentral ist nach den Worten von Swissmem-Direktor Stefan Brupbacher das sogenannte MRA, das Mutual Recognition Agreement oder, wie das bilaterale Abkommen auf Deutsch heisst: das Abkommen über die gegenseitige Anerkennung von Konformitätsbewertungen. «MRA» ist fast wie ein Zauberwort, auf das überall in Verwaltung und Wirtschaftsorganisationen das Gespräch kommt, wenn von Marktzugang die Rede ist.

Die Grundlage ist viel Papier. Dieses offenbar sehr wichtige bilaterale Abkommen hat zwanzig Kapitel, gegliedert nach Produktgruppen. Kapitel 1 betrifft Maschinen, also quasi den Kern von Swissmem. Kapitel 2 bezieht sich auf persönliche Schutzausrüstungen, Kapitel 3 auf Spielzeug, Kapitel 4 auf Medizinprodukte, Kapitel 5 auf Gasverbrauchseinrichtungen und Heizkessel und so weiter bis Kapitel 20, das Explosivstoffen für zivile Zwecke gewidmet ist. Alle Kapitel sind praktisch gleich aufgebaut. Im ersten Abschnitt werden die Rechts- und Verwaltungsvorschriften der EU aufgelistet, darunter folgt die Aufstellung der entsprechenden Regeln der Schweiz, die der Überführung des EU-Rechts in Schweizer Recht gleichkommen. Die EU-Maschinenrichtlinie wird also quasi in Schweizer Gesetze und Verordnungen über Produktsicherheit übersetzt.

Im zweiten Abschnitt werden die Stellen genannt, die zur Bewertung der Konformität der Produkte mit den regulatorischen Vorgaben – in der Regel CE- oder DIN-Normen – anerkannt sind, oder anders gesagt: die Stellen, welche die in Verkehr zu bringenden Produkte prüfen und lizenzieren dürfen. Im MRA steht also vor allem, welche Konformitätsbewertungsstellen die EU und die Schweiz gegenseitig anerkennen. Wer bei einer anerkannten Stelle in der Schweiz seine Maschine lizenzieren lässt, kann sie im ganzen EU-Binnenmarkt vertreiben, ohne sie nochmals in der EU lizenzieren zu lassen. Im dritten Abschnitt werden die Behörden genannt, welche die Lizenzierungsstellen benennen dürfen. Im vierten Abschnitt sind die besonderen Grundsätze für diese Benennungen festgehalten, und in einem fünften Abschnitt werden gegebenenfalls zusätzliche Bestimmungen formuliert, beispielsweise dass die Rechts- und Verwaltungsvorschriften nicht für Gebrauchtmaschinen gelten.

Worin liegt jetzt das Geheimnis, die Zauberkraft dieses Vertrags? «MRA» heisst ja Abkommen über die gegenseitige Anerkennung. Aber

was wird anerkannt? Nicht die Produkte oder deren Eigenschaften, wie man es als Laie zuerst meinen könnte. Diese Regeln werden durch die EU einseitig vorgegeben, die Schweiz übernimmt sie einfach.



Direktor Brupbacher.

Nein, es geht um die Anerkennung der Konformitätsbewertungsstellen. Um die Frage: Bei wem darf ich als Maschinenhersteller meinen Apparat auf Binnenmarktkonformität hin zertifizieren lassen, so dass es überall gilt? Das ist alles. Wenn also die EU diesen bilateralen Vertrag kündigen oder nicht mehr weiter aufdatieren und damit wirkungslos machen würde, müssten Schweizer Hersteller die Produkte, die sie in die EU exportieren, bei einer Prüfstelle in der EU lizenzieren lassen, weil die Anerkennung der Schweizer Stellen durch die EU in dieser Situation entfiel. In diesem Fall muss die exportierende Firma einen Bevollmächtigten im EU-Raum benennen, der dort eine gewisse Herstellerverantwortung und bestimm-

Was würde passieren, wenn das Abkommen über die gegenseitige Anerkennung kraftlos würde?

te Risiken übernimmt. Für Unternehmen, die eine Tochtergesellschaft in der EU haben, entfällt diese Auflage.

Brupbacher bestätigt, dass es beim Abkommen über technische Handelshemmnisse darum gehe, dass eine Firma, die in der Schweiz ein Produkt bei einer anerkannten Stelle zertifizieren liess, das Gleiche nicht in der EU nochmals tun müsse.

Was würde passieren, wenn das bilaterale Abkommen über die gegenseitige Anerkennung wegfallen oder kraftlos würde? Dann müsste der hiesige Hersteller eigenständig die EU-Regulierungen übernehmen, also das Produkt EU-konform ausgestalten, und dieses dann im EU-Raum bei einer anerkannten Stelle zertifizieren lassen. Zu den entsprechenden Lizenzierungskosten nannte er keine konkreten Zahlen, diese seien produkt- und länderabhängig. Eine systematische Erhebung dieser Kos-



Stetig komplexer werdende EU-Vorgaben.

ten führe Swissmem nicht durch, da der bürokratische Aufwand zu hoch sei. Laut Brupbacher kann eine Lizenzierung einige 10 000 Franken kosten. Hinzu komme der technische und organisatorische Aufwand, um den ganzen Prozess im Ausland aufzugleisen. Wenn man die Unternehmen frage, so sei das einer der wichtigen Vorteile der bilateralen Verträge: dass dieser Aufwand vermieden werden könne.

Wo stockt es denn nun bei der Aufdatierung des bilateralen Vertrags? Brupbacher nennt die Medizinaltechnik. Die Medtech-Branche steht unter erhöhtem Stress, weil die EU-Behörden die Regulierung geändert haben. 2017 ist die neue EU-Verordnung über Medizinprodukte (Medical Device Regulation, MDR) in Kraft getreten, die 2020 für praktisch alle Produkte gültig wird. Für die Schweizer Hersteller bedeutet dies einen hektischen Wechsel auf die neuen Vorschriften, und der Branchenverband Swiss Medtech schlägt Alarm: Der barrierefreie Marktzugang sei in Gefahr, der Schweiz drohe der Status als Drittstaat. Klar

ist: Die Schweizer Hersteller müssen die EU-Vorgaben erfüllen, wenn sie in den Binnenmarkt liefern wollen. Nur dann erhalten sie den Marktzugang – Schweizer wie Amerikaner, Japaner, Franzosen oder Deutsche.

Die Frage ist nun, ob der Übergang zur neuen MDR-Regulierung im Rahmen des oben beschriebenen, angestammten bilateralen Abkommens erfolgt oder die hiesigen Firmen künftig eigenständiger vorgehen müssen. Den Weg über das bisherige Abkommen zu gehen, hiesse, dass die neuen EU-Vorschriften vollständig ins Schweizer Recht überführt, das MRA in diesem Sinn aufdatiert und die gegenseitige Anerkennung der Zulassungsstellen weitergeführt würden.

Nach den Worten von Peter Studer, bei Swiss Medtech zuständig für Regulierungsfragen, sind die Schweizer Firmen über den bilateralen Vertrag in die Binnenmarktregulierung eingebunden wie ein Hersteller in einem EU-Land. Sollte es keine Nachführung des Vertrags mehr geben, würde die Schweiz dagegen wie ein

Drittstaat behandelt. Schweizer wären dann in der gleichen Lage wie etwa amerikanische Hersteller, so Studer. Wer noch keine Präsenz in der EU hat, müsste dann einen Bevollmächtigten im EU-Raum etablieren, Produktbeschriftungen und -informationen anpassen sowie die Zulassung bei einer EU-Stelle durchführen lassen.

Null Franken Verbilligung

Das Ganze lässt sich grob etwa so zusammenfassen: Die Schweizer Unternehmen haben genau den gleichen Zugang zum EU-Markt wie alle anderen aus allen anderen Ländern auch, alle Produkte müssen die – stetig komplexer werdenden – EU-Vorgaben erfüllen. Produkte, die im Binnenmarkt in Verkehr gebracht werden, müssen auf Konformität geprüft und zertifiziert werden. Das bilaterale Abkommen über technische Handelshemmnisse macht für bestimmte Schweizer Firmen diesen Zertifizierungsprozess etwas billiger, wobei keine genaueren Zahlen im Umlauf sind – oder doch: Es gibt Schweizer Medtech-Firmen, die ihre Produkte heute schon bei einer der fast sechzig Prüfstellen im EU-Raum zertifizieren lassen – unter anderem, weil diese günstiger sind als die zwei anerkannten Stellen in der Schweiz, die SQS in Zollikofen und die QS Zürich. Die Verbilligung durch Bilaterale beträgt in diesen Fällen null Franken – bei vollem Marktzugang.

Aber das Klagen über erschwerten Marktzugang und der Ruf nach dem Rahmenabkommen, das Barrieren beseitigen soll, sind durch die ganze Verbandswelt und Politik zu hören, beim Verband Scienceindustries mit den Life-Sciences-Unternehmen, ja auch bei der Schweizerischen Bankiervereinigung, die vor allem auf künftige Abkommen hofft. All diesen Interessengruppen geht es immer auch um die Verteidigung der vollständigen Personenfreizügigkeit mit den EU-/EFTA-Staaten. Mit diesem Ziel hat der Dachverband Economiesuisse unter dem Titel «Stark und vernetzt» mittlerweile eine bunte Gruppe um sich geschart: Neben den Verbänden aus den Industrie-, Banken-, Textil-, Hotel- und Handelsbranchen sowie Swis cleantech sind die Parteien FDP, CVP, EVP, BDP, Grünliberale, SP und Grüne mit von der Partie. Hinzu kommen farbige Gebilde wie die Operation Libero oder die Neue Europäische Bewegung Schweiz (Nebs).

Die Wirtschaftsorganisationen flankieren ihre Kampagne also mit Aussagen wie: «Für die Nebs ist eine EU-Mitgliedschaft bis zum heutigen Zeitpunkt die sinnvollste aller Varianten, das Verhältnis zwischen der Schweiz und Europa dauerhaft zu regeln.» Mit dabei ist auch die Gesellschaft offene und moderne Schweiz (Goms), die zur Bekämpfung der Ecopop-Initiative und jener gegen die Masseneinwanderung gegründet wurde, und schreibt: «Wesentlich definieren wir uns über die Gegnerschaft zu Vorlagen, die es zu verhindern gilt.» ○

Guru von Bern

Walter Thurnherr ist der einflussreichste Hintermann der Schweizer Politik. Viele Generalsekretäre haben von ihm das Handwerk gelernt. Nun schaltet sich der Bundeskanzler in die Europapolitik ein, obwohl er in seinem Amt ganz andere Probleme zu lösen hätte. *Von Hubert Mooser*

Am 4. Juni, drei Tage bevor der Bundesrat über das weitere Vorgehen beim institutionellen Rahmenabkommen (InstA) entschied, flog Bundeskanzler Walter Thurnherr (CVP) im Bundesratsjet nach Brüssel – zu einem geheimen Treffen mit dem Generalsekretär der EU, Martin Selmayr. Der 48-jährige Deutsche ist die rechte Hand von EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker und der mächtigste Strippenzieher in Brüssel. Er hatte Thurnherr am 29. Mai eine Einladung geschickt – wenige Tage nachdem er in einem Interview mit dem Schweizer Fernsehen verbal auf seine Verhandlungspartner eingedroschen hatte: Mit dem Ende der gegenwärtigen EU-Kommission werde «ein anderer Ton herrschen», warnte Selmayr. Die «kooperative Art von Herrn Juncker» werde nicht fortgesetzt.

Das Treffen blieb nicht lange geheim. Schon am Tag danach erfuhr SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi davon und reichte im Nationalrat eine Anfrage dazu ein. Aeschi wollte vom Bundesrat wissen, was der Bundeskanzler in der Aussenpolitik genau tue, ob es beim Gespräch um das Rahmenabkommen gegangen sei und ob die Reise in Absprache mit dem Aussendepartement (EDA) und dem Bundespräsidenten erfolgte? «Es ist schon etwas eigenartig, wenn sich der Bundeskanzler in die Aussenpolitik einmischt», befand Aeschi. Als Antwort bekam er von Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) ein paar Allgemeinplätze serviert: «Gegenstand des Gesprächs waren die Beziehungen der EU zur Schweiz im Allgemeinen, das weitere Vorgehen in Bezug auf die institutionellen Fragen im Speziellen.»

Riklin: «Genial»

CVP-Nationalrätin Kathy Riklin, die Thurnherrs Einmischung in die EU-Politik «genial» findet, mutmasst, es sei wohl um die Koordination von Abläufen gegangen. So berichtete das Schweizer Fernsehen nach dem Entscheid des Bundesrates zum InstA, die rasche Antwort der EU-Kommission auf den bundesrätlichen Entscheid, am ersten Tag nach dem Pfingstwochenende, sei mit der EU-Kommission abgesprochen gewesen. Ob es so gewesen ist, lässt sich nicht sagen. Abgesehen davon aber, dass der Bundeskanzler formell nicht für die Aussenpolitik zuständig ist, wurde auch der Gesamtbundesrat über das Treffen nicht informiert, wie man bei einzelnen Departementen zu hören bekommt. Und das bei einem der wichtigsten Regierungsgeschäfte, bei



«Meine Macht ist beschränkt»: Bundeskanzler Thurnherr.

dem die Meinungen im Bundesrat ohnehin schon auseinandergehen.

So umstritten der Flug nach Brüssel ist, passt er zum Selbst- und Rollenverständnis von Bundeskanzler Thurnherr. Der Aargauer, inzwischen im bernischen Sigriswil heimisch, mischt sich gerne in die Regierungsgeschäfte ein. Er selber beschreibt seine Rolle folgendermassen: «Ich sehe mich nicht als achten Bundesrat, eher als obersten Beamten. Meine

Es gehe ihm nicht darum, seine eigene persönliche Meinung durchzusetzen, sagt Thurnherr.

Macht ist beschränkt. Aber ich habe etwas Einfluss. Ich kann vermitteln oder steuern, ich koordiniere und mache Vorschläge.» Da macht sich einer kleiner, als er tatsächlich ist.

Nur schon Thurnherrs engmaschiges und vor allem hochkarätiges Beziehungsnetz macht ihn zum mächtigsten Mann der Bundesverwaltung. Die Generalsekretäre von Alain Berset (SP), Simonetta Sommaruga (SP), Karin Keller-Sutter (FDP), Guy Parmelin (SVP) und Viola Amherd (CVP) haben bei ihm das Handwerk gelernt oder unter ihm gedient. Bei einzelnen dieser Generalsekretäre geniesst der Bundeskanzler bis heute fast Guru-Status.

Will er Einfluss nehmen, braucht er nur einen seiner Schützlinge anzurufen.

Seit ihn das Parlament 2015 zum Bundeskanzler gewählt hat, versucht er auch bei den wöchentlichen Sitzungen im Bundesrat mitzumischen. Die Bundesräte hätten sich zuerst daran gewöhnen müssen, sagen Eingeweihte. Dem Vernehmen nach tat sich vor allem der frühere Aussenminister Didier Burkhalter mit dem Stil des neuen Bundeskanzlers schwer. Inzwischen ist Burkhalter in Pension, und Thurnherr geniesst bei einzelnen Mitgliedern der Landesregierung so viel Vertrauen, dass einige von ihnen persönlich bei ihm antanzen, wenn sie ein Problem haben.

Kurzum: Thurnherr ist «der Strippenzieher» in Bern. Das sagt man zwar von vielen, aber bei ihm trifft es zu.

Mittagessen mit Botschaftern

Es gehe ihm nicht darum, seine eigene persönliche Meinung durchzusetzen, sagte er einmal gegenüber der *Weltwoche*. Seine Aufgabe sei vielmehr, der Landesregierung aufzuzeigen, wie sie am besten vorgehe und wo es Fallstricke gebe.

Gerade beim Rahmenvertrag gibt es fast nur Fallstricke – das ideale Terrain also für den Bundeskanzler. Es war denn auch nicht das erste Mal, dass sich Thurnherr mit EU-Vertretern traf. Der frühere deutsche CDU-Abgeord-

nete im EU-Parlament Elmar Brok, eine Art graue Eminenz, wollte bei einem Besuch in der Schweiz ausdrücklich den Bundeskanzler treffen. Thurnherr sei aber auch schon von allen bisherigen EU-Botschaftern zum Mittagessen eingeladen worden, lässt Vizekanzler André Simonazzi wissen. Und von EU-Botschafter Michael Matthiessen sei er ebenfalls kontaktiert worden. Nur in Brüssel war Thurnherr vor dem Treffen mit Selmayr noch nie.

Nun ist es nicht so, dass Thurnherr keine Ahnung von Aussenpolitik hätte. 1989 trat er in den diplomatischen Dienst ein und arbeitete acht Jahre in Bern, Moskau und New York. 1997 ernannte ihn der damalige Aussenminister Flavio Cotti (CVP) zu seinem persönlichen Mitarbeiter. 1999 wurde Thurnherr stellvertretender Chef, 2000 Chef der politischen Abteilung VI des EDA und 2002 Generalsekretär des EDA.

Heute hat Thurnherr ganz andere Aufgaben. Er ist für die Organisation der Bundesratsgeschäfte verantwortlich und nicht für die Aussenpolitik des Bundes. Aber die Alltagsgeschäfte der Bundeskanzlei (BK) mit den rund 270 Mitarbeitern gehören offenbar nicht zu seinen Prioritäten.

Abgänge in der Bundeskanzlei

Dabei gäbe es für Thurnherr, der theoretische Physik studiert hat, in der Bundeskanzlei derzeit mehr als genug knifflige Probleme zu lösen. Die elektronische Stimmabgabe, das sogenannte E-Voting, eine Art Prestigeprojekt der Bundeskanzlei, verzögert sich aufgrund von Systemmängeln. Dann muss die BK seit Anfang Jahr auch ein paar überraschende Abgänge verkraften. Vizekanzler Jörg De Bernardi trat nach bloss drei Jahren als Vizekanzler aus familiären Gründen zurück. Vor ein paar Wochen wurde zudem bekannt, dass der 59-jährige René Lenzin, stellvertretender Leiter der Sektion Kommunikation, zum Berner Stromunternehmen BKW wechselt. Und mit der Informationsbeauftragten Sonja Margelist verlässt eine weitere Mitarbeiterin der Kommunikationsabteilung die BK. Ausserdem kündigte eine Amtsweibelin.

Vizekanzler André Simonazzi sagt, die zeitliche Nähe der Kündigungen sei Zufall. Die von den Mitarbeitern angeführten Gründe seien unterschiedlich, die Fluktuationsrate der Bundeskanzlei liege nur leicht über dem Durchschnitt der Bundesverwaltung. Allerdings berichten Mitarbeiter, dass das Arbeitsklima schon besser gewesen sei. Thurnherr habe zwar frischen Wind in die Bundeskanzlei gebracht. Er stelle hohe Anforderungen an das Personal, sei jedoch für viele nicht richtig fassbar. Nun sind Mitarbeiteranlässe geplant, um sich besser kennenzulernen. Aber Thurnherr wäre nicht Thurnherr, wenn er in Zukunft nicht weiterhin das tun würde, was er am besten kann: diskret im Hintergrund die Fäden ziehen. ○

Gegenrede

Wer ist hier der Spassverderber?

Die *Weltwoche* machte sich kürzlich lustig über all jene, die Fleischersatz essen. Sind Veganer Genussverweigerer? Das Gegenteil ist der Fall. *Von Cristina Staub*

Gesundheit — Brauchen Menschen tierische Produkte? Nein, im Gegenteil: Die tierischen Nahrungsmittel tragen zur Entstehung diverser Zivilisationskrankheiten bei. Neben der Entwicklung von Antibiotikaresistenz fördern tierische Produkte wegen ihrer übermässigen Energiedichte, des hohen Cholesteringehalts und der gesättigten Fettsäuren zahlreiche Beschwerden: Übergewicht, Diabetes, Bluthochdruck, Herz-Kreislauf-Erkrankungen und diverse Krebs- und rheumatische Erkrankungen. Diese Krankheiten beeinträchtigen die Lebensfreude der Fleischesser und die ihrer Mitmenschen.

Bei einer ausgewogenen pflanzenbasierten Ernährung kann es zugegeben zu einem Mangel an Vitamin B12 kommen. Daher wird empfohlen, dieses zu supplementieren. Menschen, welche tierische Produkte konsumieren, nehmen übrigens auch Supplemente von Vitamin B12 zu sich: Weil im künstlichen Viehfutter eigentlich nicht genügend Vitamin B12 vorhanden ist, wird dieses beigefügt. Ein Veganer erspart sich einfach den Umweg über die tierischen Mägen. Der weltgrösste Verband von Ernährungsexperten, ADA, unterstützt seit vielen Jahren eine vegetarische und vegane Ernährung in jedem Lebensabschnitt.

Tierhaltung — *Weltwoche*-Autor Andreas Honegger beschreibt in seinem oberflächlichen Artikel, woraus ein Fleischersatzprodukt bestehen kann und wünscht ironisch «Guten Appetit!». Das kann man machen. Aber woraus bestehen denn tierische Produkte? Milch kommt heute zumeist aus übergross gezüchteten, irritierten Eutern von Kühen, welche übermässig oft künstlich befruchtet werden, damit sie Kälber gebären, welche ihnen kurz nach der Geburt unter herzerreissendem Gemuhe entrisen werden. Gewonnen wird diese Milch oft über metallische Melkautomaten in riesigen Hallen mit zu engen Platzverhältnissen. Damit die Milch haltbar ist, wird sie chemisch und physikalisch aufbereitet. Diese Milch wird dann in weiteren chemischen und physikalischen Prozessen zu diversen Milchprodukten verarbeitet. Mit fünf Jahren ist die Milchkuh unrentabel und wird geschlachtet, rund zehn Jahre vor ihrem natürlichen Todeszeitpunkt.

In Hühnerfabriken sieht es nicht besser aus: Ein wildes Huhn würde weniger als zwanzig Eier pro Jahr legen, doch weil Menschen dieses täglich entfernen, laugt sich das Huhn komplett aus, indem es immer wieder ein neues Ei «pro-

duziert», bis es nicht mehr leistungsfähig genug für den Fabrikbesitzer ist. Die weiblichen Küken, die nicht als «Eier-», sondern als «Fleischlieferanten» vorgesehen sind, werden gemästet und dann umgebracht. Männliche Küken müssen nicht so lange leiden: Sie werden gleich nach der Geburt vergast, geschreddert und entsorgt.

In einem Schlachthaus kann nicht über Spassgesellschaft diskutiert werden.

Umwelt — Klima- und Umweltaktivisten diskutieren über Umweltafgaben bei Flugreisen und die Förderung erneuerbarer Energien. Wenn sich all diese Leute vegan ernähren würden, hätte man einige ihrer Ziele bereits erreicht: weniger Regenwaldzerstörung, weniger



Ohne Umweg über die tierischen Mägen.

(Soja-)Monokulturen und geringerer Wasserverbrauch in trockenen Regionen für den Anbau von Futtermittel, welches über die halbe Welt transportiert wird für das gelobte «Schweizer Fleisch». Zudem stossen Wiederkäuer Methan aus, welches 23-mal schädlicher ist als CO₂, was wegen der Zunahme des Fleischkonsums gravierend ist.

Schliesslich soll betont werden, dass Menschen, die sich pflanzenbasiert ernähren, gar nicht auf Fake-Fleisch oder Tofu angewiesen sind: Es existieren auch sonst sehr viele äusserst leckere Rezepte ohne tierische Produkte. Leider wird in einem «normalen» Restaurant beim veganen Menü oft einfach nur das Fleisch weggelassen, so dass es teilweise wirklich nur nach Beilage statt nach einer köstlichen Mahlzeit schmeckt. Eine vegane Ernährung kann sehr wohl genussvoll sein und Freude bereiten.

Cristina Staub ist Physiotherapeutin und Neurophysiologin. Sie schreibt sporadisch für die *Weltwoche*.

C wie cool

Sarah Bünter, 26, führt seit ein paar Wochen die Junge CVP Schweiz. Seit sie auf der Welt ist, hat sich der Wähleranteil der Christlichdemokraten fast halbiert. Wie will sie die Jugend für die CVP begeistern? Von Erik Ebnetter und Nathan Beck (Bild)

Es ist ein sonniger Sonntagabend im Frühsommer, und Sarah Bünter steht mit Blumen in der Hand am Bahnhof von Wädenswil. Sie hat die Gemeinde am linken Zürichseeufer als Treffpunkt vorgeschlagen, weil sie hier tagsüber die Firmung einer Cousine feiern werde, wie sie am Telefon erklärte. Die Blumen, die sie dabei hat, gehörten zum Tischschmuck im Restaurant, wo die Festgesellschaft nach der kirchlichen Zeremonie eingekehrt war. Es gibt in Wädenswil eine katholische Kirche, was im reformierten Zürich längst nicht überall der Fall ist, aber Sarah Bünter hat sie nicht gesehen: Die Cousine wurde konfirmiert, nicht gefirmt. «Ich habe das am Telefon verwechselt», sagt Bünter und lacht.

Seit Mitte Mai präsidiert sie die Junge CVP Schweiz, deren Mutterpartei aus dem katholisch-konservativen Milieu hervorgegangen ist. Längst schon begreift sich die CVP als überkonfessionelle Kraft, positioniert in der Mitte, mit einem konservativen und einem sozialliberalen Flügel. Das hohe C wird vor allem in Sonntagsreden angestimmt. Bünter kennt den Ton: «Wir haben christliche Werte, zum Beispiel die Menschenwürde oder die Nächstenliebe, aber es ist bei uns egal, ob jemand katholisch oder reformiert ist.» Gleichwohl ist das Spitzenpersonal der Partei immer noch durch Herkunft verbunden: Bundesrätin Amherd, Parteipräsident Pfister und Fraktionschef Lombardi stammen allesamt aus katholischen Kantonen. Bünter ist ebenfalls katholisch, wuchs allerdings in Frauenfeld auf und ist heute in St. Gallen wohnhaft. Beide Städte sind reformiert geprägt.

Zölibat und Frauenordination

Wir sitzen draussen auf dem Seeplatz, in einem Restaurant, das sinnigerweise «Engel» heisst. Bünter erzählt, wie sie gegenüber der katholischen Kirche fremdelt: «Das Zölibat ist überholt und die Frauenordination überfällig.» Sie könnte in diesem Moment auch als Jungliberale oder Jungsozialistin durchgehen, denn die Kritik an der katholischen Kirche verbindet alle Lager und ist in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Gleichzeitig verdeutlicht das Beispiel, worunter die Junge CVP leidet: Wenn sich andere Jungparteien profilieren können, indem sie die Positionen ihrer Mutterparteien ideologisch auf die Spitze treiben – liberal wird zu libertär, sozialdemokratisch zu marxistisch, konservativ zu reaktionär –, bleibt der Jungen CVP diese Möglichkeit

verwehrt. Die CVP zielt fast immer auf die Mitte. Und mittiger als Mitte geht nicht.

Es ist die alte Frage: Was kann die Aufgabe der CVP sein, nachdem ihre historische Mission, die Integration der Katholisch-Konservativen in den Bundesstaat, abgeschlossen ist? Gerne hebt die Partei hervor, dass sie als Mehrheitsbeschafferin eine wichtige Rolle in der Konkordanzdemokratie spiele: «Wir halten die Schweiz zusammen», heisst es auf ihren Plakaten. Wenn Bünter über die Aufgabe der Jungen CVP spricht, klingt sie nicht ganz so selbstbewusst, aber ähnlich vernünftig: «Wir sollten nicht mit radikalen Ideen provozieren, sondern Lösungen vorschlagen, die tragbar sind für die Schweiz.» Der Einwand, das klinge fast wie der Wahlslogan der BDP – «Langweilig, aber gut» –, amüsiert sie. Natürlich wünsche sie sich mehr Aufmerksamkeit für ihre Partei, aber nicht um jeden Preis: «Ich verbrenne nicht meinen BH, um in die Medien zu kommen.» Eine Einladung von «Glanz & Gloria» hat Bünter trotzdem angenommen. C wie cool? Es wird so oder so ein langer Weg.

Einen ersten Erfolg konnte sie immerhin schon verbuchen. Kaum war sie zur Präsidentin der Jungen CVP gewählt, wurde sie in die «Arena» des Schweizer Fernsehens eingeladen. Es ging um die Frage, ob die Politiker

«Es kann nicht sein, dass der Europäische Gerichtshof diktiert, was wir zu tun haben.»

im Land gekauft seien. SVP-Nationalrat Gregor Rutz argumentierte vorne am Stehpult gegen neue Transparenzregeln, während Bünter in der zweiten Reihe sass. Sie hatte nur einen Einsatz, aber das genügte für eine Schlagzeile: «SVP-Rutz schießt in der «Arena» ein Eigentor – dann eilt diese junge CVPlerin zur Hilfe», titelte das Nachrichtenportal *Watson*, das viele junge, urbane Leser hat. Es sei ihr erster Fernsehauftritt gewesen und sie sei damit ganz zufrieden, erzählt Bünter. Das positive Echo habe sie dennoch überrascht: «Ich war in der Sendung extrem nervös.» Sie will sich nun im Umgang mit Journalisten schulen und zeichnet das Gespräch auf, um es zu Hause abzuhören. Nervös wirkt sie nicht, höchstens beflissen.

Bünter ist 26 Jahre alt, geboren im März 1993, kurz nach der historischen EWR-Abstimmung. Die CVP war seinerzeit die drittstärkste Partei des Landes, klar vor der SVP, und hatte

einen Wähleranteil von 18 Prozent. Jahrzehntelang waren es sogar über 20 Prozent gewesen. Die Zauberformel, ausgeheckt von einem CVP-Generalsekretär, garantierte der Partei zwei Bundesratssitze, die für die Ewigkeit bestimmt schienen. Heute ist die SVP fast dreimal so stark wie die CVP, die sich der 10-Prozent-Marke nähert und von den Grünen bedrängt wird. Sollte die CVP den Abwärtstrend nicht stoppen können, ist nicht mehr auszuschliessen, dass Viola Amherd die letzte Bundesrätin der Partei sein wird. Ihren zweiten Sitz verlor die CVP schon 2003, als Ruth Metzler abgewählt wurde. Bünter war damals zehn Jahre alt. Sie hat die Partei nur im Niedergang erlebt.

Drehen am Glücksrad

Die Geschichte lässt sich auch anders erzählen, nämlich so, wie Bünter es tut. Die erste Erinnerung, die sie mit der CVP verbindet, ist ein Wahlkampf von Brigitte Häberli-Koller, die heute den Thurgau im Ständerat vertritt. Häberli-Koller bewarb sich 2003 um einen Sitz im Nationalrat, und an ihren Standaktionen gab es ein Glücksrad, an dem Bünter gerne drehte. Es war kein Zufall, dass sie als Kind politische Veranstaltungen besuchte, zusammen mit ihren Geschwistern, die heute ebenfalls in der CVP aktiv sind: Bünter stammt aus einer CVP-Familie – ein Grossvater war Grossrat, inzwischen ist es auch die Mutter –, und dass man eine Bekannte wie Häberli-Koller im Wahlkampf unterstützte, war selbstverständlich. Die Kandidatur war ein Erfolg und hat sich Sarah Bünter eingeprägt.

Das gilt für die Abwahl von Ruth Metzler nur bedingt. Sie erinnere sich zwar daran, sagt Bünter, aber das sei kein Ereignis gewesen, das sie beschäftigt habe: «Ich bin eine Person, die sagt, man soll aus der Vergangenheit lernen, aber ich lebe in der Gegenwart und arbeite für die Zukunft.» Sie mag mit ihrer medialen Unerfahrenheit kokettieren, aber gewisse Politiker-Phrasen hat sie schon gut drauf. Dass die CVP aus der Vergangenheit nicht viel lerne, bestreitet sie: Der Kurs in der Mitte bewähre sich, eben habe man einen Ständeratssitz in St. Gallen gewonnen, und der Steuer-AHV-Deal sei letztlich ein Erfolg der CVP. Überhaupt herrsche in der Partei eine Aufbruchstimmung: «Gerhard Pfister hat eine unglaubliche Dynamik entfesselt», sagt Bünter.

Von Pfister redet sie auch sonst in den höchsten Tönen, und die Frage, ob sie ihn gut kenne, bejaht sie fast schon stolz. Im Dezember



«Ich lebe in der Gegenwart und arbeite für die Zukunft»: Jungpolitikerin Bünter nach einem Dreh für «Glanz & Gloria» in Schwyz.

schrrieb Bünter in einem Leserbrief an das *St. Galler Tagblatt*: «Auf eine Bundesratskandidatur zu verzichten» – wie Pfister das getan hatte – «und die Partei in den Vordergrund zu stellen, das ist für mich ein Zeichen unvergleichbarer Stärke. Genau solche Persönlichkeiten braucht die Politik.» Sie sei noch ziemlich jung und ihr Erfahrungsschatz vergleichsweise klein, ergänzte Bünter, aber sie glaube, dass Bescheidenheit die «wohl grösste» Charaktereigenschaft eines Politikers sei. Bescheiden gibt sie sich selber, und es wirkt nicht aufgesetzt. Wenn sie von den Praktika berichtet, die sie als Studentin macht, sagt sie mehrmals, sie habe dies oder jenes erleben «dürfen».

Wahrnehmung ändern

Bünter studiert Internationale Beziehungen in St. Gallen und will 2020 mit dem Master abschliessen. Neuerdings arbeitet sie Teilzeit als Geschäftsführerin der städtischen CVP. Auf der Liste der Jungen CVP kandidiert sie für den Nationalrat, wobei ein Mandat in weiter Ferne liegt. Die Jungpartei dient als Stimmenlieferantin für die Mutterpartei. Bünter versucht

im Wahlkampf bis Oktober, die CVP den Jungen näherzubringen. Helfen soll dabei eine Tour de Suisse, die von Winterthur und St. Gallen über Vevey, Luzern und Freiburg nach Basel führt. Im Mittelpunkt stehen vier Themen: Bildung (Staatskunde als Pflichtfach), Gesundheit (Kostenbremse), Sozialwerke (AHV-Alter 65 für Frauen) und Umwelt (CO₂-Lenkungsabgabe auf Flugtickets). Ein Hashtag gibt es auch: #JCVPbewegt! Man kann sich aufregendere Kampagnen vorstellen.

Allerdings wird die Junge CVP Schweiz gerne unterschätzt. In den Nationalratswahlen von 2015 lag sie gleichauf mit den Jungsozialisten und deutlich vor den Jungliberalen. Tatsächlich ist die Junge CVP erfolgreicher als ihre Mutterpartei. Nur eines ist gleich: Die SVP ist enteilt, wenn auch bei den Jungen weniger weit als bei den Alten. Bünter trennt in der Europafrage, die für diesen Umbruch im Parteiensystem sorgte, nicht viel von der SVP. Vom Geist der alten CVP, die einst den EU-Beitritt befürwortete, ist bei ihr wenig zu spüren. Sie betont zwar, wie wichtig die bilateralen Verträge seien, macht aber eine Ein-

schränkung: «Unser direktdemokratisches System dürfen wir nicht gefährden.» Über das Rahmenabkommen sagt sie: «Wir sind kein Teil der EU, und das muss sich auch bei den Gerichten zeigen. Es kann nicht sein, dass der Europäische Gerichtshof diktiert, was wir zu tun haben.» Kritisch beurteilt sie auch die Unionsbürgerrichtlinie.

Es sind Statements wie diese, mit denen sie die Junge CVP in die Medien bringen will. Ob das reicht? «So brav wie die Junge CVP hängt niemand am Rockzipfel der Mutterpartei: Das macht den Nachwuchs farblos», schrieb der *Blick* im Herbst. Bünter ist angetreten, diese Wahrnehmung zu ändern, wie sie sagt. Auf der Zugfahrt zurück nach St. Gallen will sie Akten studieren. Cool ist das nicht. Allerdings wird es ihr ohne Anstrengung auch nicht gelingen, die CVP bei der Jugend bekannter zu machen. Als sie sich verabschiedet, winkt sie kurz mit den Blumen. Sie könnte auch von einer Wahlparty kommen – es ist Sonntagabend, der übliche Termin für solche Feiern. Aber zu feiern gibt es für Sarah Bünter vorerst nichts. Ihre Arbeit hat eben erst begonnen. ○

«Wunschlisten und Halbwahrheiten»

Der letzte Schrei in der Geldpolitik verspricht, dass Staaten hemmungslos Schulden machen können, in dem sie unbeschränkt Noten drucken. Der Schweizer Ökonom Ernst Baltensperger über die Gefährlichkeit dieser Idee und darüber, was die Schweizer Wirtschaft gross und stark macht. *Von Beat Gygi und Florian Schwab*

Wenn sich Professor Ernst Baltensperger, Doktorvater des amtierenden Nationalbank-Präsidenten Thomas Jordan, zur Geldpolitik äussert, werden seine Aussagen häufig als Orakel wahrgenommen. Wir treffen den Altmeister der Schweizer Geldökonomien im Café «Metropol» zum Interview, nur einen Steinwurf von der Nationalbank entfernt.

Herr Baltensperger, in den USA ist unter dem Titel Modern Monetary Theory oder MMT eine neue Strömung aufgekommen, die der Geldpolitik und den Notenbanken eine ganz neue Rollen zuschreibt.

Meiner Ansicht nach wäre es zu viel der Ehre, MMT als seröse Theorie einzustufen. Es ist eher eine Sammlung von vagen Ideen und Wunschvorstellungen. Eine klare, in sich schlüssige Theorie ist nicht erkennbar.

Wie ist die Stossrichtung zu skizzieren?

Es gibt zwei Hauptgedanken, die immer wieder auftauchen. Erstens soll der Staat in seinem Ausgabenverhalten nicht durch Einnahmen und Steuern begrenzt werden, die Politik soll sich also keine Gedanken über Haushaltsdefizite und Staatsschulden machen müssen. Im Gegenteil: Systematische Staatsdefizite werden sogar als notwendig erachtet, um die Wirtschaft in Schwung zu halten. Die Verfechter der MMT gehen dabei weit über das hinaus, was herkömmliche Keynesianer wollen.

Und der zweite Gedanke ...

... betrifft die Finanzierung. Die MMT-Anhänger betonen, dass die Zentralbank unbegrenzt eigenes Geld ausgeben und damit Staatsausgaben in beliebigem Ausmass finanzieren könne. Formell kann sie nicht insolvent werden, weil sie ihr eigenes Zahlungsmittel schaffen kann. In diesem Sinn könne die Budgetgrenze für den Staat aufgehoben werden.

Damit könnte man also all das öffentlich finanzieren, wonach man sich immer schon gesehnt hat?

An Wunschkatalogen fehlt es nicht. Die MMT findet vor allem im linken Teil der US-Demokraten mit dem Spitzenpolitiker Bernie Sanders und der Ökonomin Stephanie Kelton Anklang. Der sogenannte Green New Deal der Linken könnte durchaus das Zwei- bis Vierfache einer Jahreswirtschaftsleistung der USA kosten. Daneben liebäugelt man mit einer freien Krankenversicherung, mit Ausbildungsprogrammen

für alle, grossen Forschungsvorhaben et cetera. Fielen die Budgetgrenzen weg, nähme der Einfallsreichtum der Politiker drastisch zu.

Die MMT-Verfechter gehen davon aus, dass der Staat das Richtige richtig tut.

Ja, und hinter diese Annahme kann man ein dickes Fragezeichen setzen. Aber das Grundproblem der MMT geht weit darüber hinaus. Finanzpolitische Disziplin wäre aus ihrer Sicht sinnlos. Der Staat soll alle Projekte durchziehen, die gesellschaftlich erwünscht erscheinen, ein Verzicht darauf wäre dumm, ja eine Art Selbstverstümmelung. Für die Geldpolitik bedeutet die MMT, dass die Zentralbanktätigkeit voll in den Dienst der Staatsausgaben gestellt würde. Das geldpolitische Mandat würde dahingehend abgeändert, dass die Zentralbank die Ausgaben des Staates und die Staatsverschuldung voll garantieren soll. Für Preisstabilität hingegen wäre die Zentralbank nicht mehr zuständig.

Also Zügellosigkeit für Finanz- wie auch für Geldpolitiker?

So kann man es sagen. Dieses Gemisch aus Wunschvorstellungen und Halbwahrheiten würde bei der Umsetzung in eine Katastrophe münden. Es ist ja bezeichnend, dass sich selbst linke Ökonomen wie Paul Krugman oder Larry Summers davon distanzieren. Letztlich würde das zu einem System führen, in dem die Geldmenge und damit das Preisniveau nicht limitiert, also nicht verankert sind, zu einem System, das beliebige Inflations- und auch Deflationsprozesse zulassen würde.

Können diese Vorstellungen auch für Notenbankvertreter irgendwann so wichtig werden, dass diese an ein Testen oder gar Umsetzen solcher Ansätze denken könnten?

Ich glaube nicht. Alle Zentralbankvertreter, die ich kenne, sind fest davon überzeugt, dass die MMT Humbug ist und katastrophale Auswirkungen hätte. Alle vertreten die Linie, dass Preisstabilität ein zentrales Mandat einer Notenbank sein muss. Aber klar – würde in den USA Bernie Sanders die Wahlen gewinnen, dann wäre es vorstellbar, dass er die Ökonomin und MMT-Verfechterin Stephanie Kelton in die Zentralbank setzen würde.

Oder sind MMT-Ansätze jenen willkommen, die den Notenbanken wieder mehr Feuerkraft geben und neue Munition zur Verfügung stellen möchten, nachdem die Europäische Zentralbank (EZB) und Konsorten mit Zinspolitik und Aufkäufen praktisch am Ende ihres Lateins sind?

Ja, aber das wäre sehr gefährlich. Es stimmt natürlich, dass der Handlungsspielraum der Notenbanken sehr eng geworden ist, jedenfalls im Rahmen der heutigen Zentralbankmandate. Dies zu ändern, ist genau das, worauf die MMT abzielt: auf ein völlig neues geldpolitisches Regime, bei dem es im Grunde mehr um Finanz- als um Geldpolitik geht. **In dem Sinn, dass die Geldpolitik der Finanzpolitik alle Möglichkeiten öffnet?**

Ja, indem man den Finanzpolitikern quasi sagt: Finanzdisziplin könnt ihr jetzt verges-



«In Krisenzeiten haben extreme Ideen immer

sen. Das würden viele natürlich gerne hören. Es würde dazu führen, dass die Ausgaben des Staates und seine Verschuldungsquote explodieren. Heute schon laufen vielerorts die Verschuldungsquoten aus dem Ruder.

In der MMT-Welt wären wachsende Schulden kein Problem?

Die Zentralbank muss in diesem Konzept eine Garantie dafür abgeben, dass sie für die ganze Staatsverschuldung einsteht und diese übernimmt. Das wird über kurz oder lang zu Vertrauensproblemen, Inflationserwartungen und höheren Nominalzinsen führen. Dann müsste die Zentralbank immer mehr Geld schaffen, um diese Entwicklung zu parieren. Das ist der sichere Weg in die Inflation, ja in die Hyperinflation.

Wie man dies aus der Geschichte kennt?

In der Weimarer Republik etwa schaffte die Zentralbank in den 1920er Jahren zunehmend Geld, um die Fiskaldefizite des

Staates zu decken, immer mehr, bis dies zur ruinösen deutschen Hyperinflation führte, zu einer Katastrophe, die in eine schmerzhafteste Währungsreform mündete. Ähnlich hatte noch früher John Law agiert, der in Frankreich im frühen 18. Jahrhundert eine der schlimmsten Finanzkrisen verursacht hatte mit seiner Idee, durch die Schaffung von Papiergeld die wirtschaftliche Produktion anzuregen.

Die MMT-Anhänger halten dagegen, dass es heute gar keine Inflation gebe, obwohl die Geldpolitik seit 2008 enorm expansiv sei.

Das ist ein beliebtes und verbreitetes Argument, aber ein sehr gefährliches. Erstens war der Zusammenhang zwischen wachsender Zentralbank-Geldmenge und Inflation schon immer durch lange und unwägbar Verzögerungen geprägt, wie es bereits Milton Friedman dargelegt hat. Weil die Verzögerung heute besonders gross ist, wird der Zusammenhang nun von vielen in Abrede gestellt. Aber früher

oder später wird er wirksam werden, wenn die Zentralbanken nicht rechtzeitig korrigieren.

Und zweitens?

Zweitens ist teilweise erklärbar, warum es diesmal so lange dauert. Die Verunsicherung durch die Finanzkrise 2008 und den nachfolgenden Wirtschaftseinbruch ist etwa im Bankensektor noch nicht voll bewältigt. Viele Banken sind noch nicht gefestigt und halten viel mehr liquide Mittel als in normalen Zeiten, so dass die Vorliebe für Liquidität gross bleibt.

Warum sind Ideen wie die MMT gerade jetzt aufgekommen, wenn es doch genug geschichtliche Lektionen dazu gibt, dass das nicht klappen wird?

In Krisenzeiten haben extreme Ideen immer Hochkonjunktur. Quacksalber und Wunderheiler treten ins Rampenlicht und spielen sich auf. Heute kommt dazu, dass sich die Zentralbanken in den letzten zehn Jahren mit ihrer Politik in eine Sackgasse manövriert haben und den Ausweg aus dieser schwierig finden. Geschichten im Stil von «Tischlein deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack», des «Märchens vom Schlaraffenland» oder des Barons Münchhausen, der sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zieht, finden in solchen Situationen enorm Anklang.

Von der Finanzkrise hat sich die Euro-Zone nie richtig kräftig erholt. Wie sehen Sie die Geldpolitik der EZB?

Ich habe Mühe, die Geldpolitik der EZB zu verstehen. Die Konjunkturaussichten zeigen sich zwar etwas gedämpft, aber insgesamt doch recht gut. Alles spräche für eine mehr oder weniger neutrale Geldpolitik, aber die EZB betreibt nach wie vor eine Geldpolitik, die so expansiv ist wie zu Zeiten der grössten Krise. Für mich ist das unverständlich. Ich bin der Ansicht, dass viele Probleme in Ländern der Euro-Zone nicht mit der Geldpolitik behoben werden können.

Fügt die EZB damit auch der Umgebung Schaden zu?

Das ist ja unser Problem. Genau das macht die Schweizer Geldpolitik zur Gratwanderung.

Ist die Schweiz in einer Weise an die Euro-Zone gebunden, die für uns nachteilig ist?

Das ist so. Aber wir waren das natürlich immer, auch früher schon, abhängig davon, was in unserem Umfeld passierte. Eine völlige Unabhängigkeit gibt es nicht. Die Schweiz konnte noch nie eine Geldpolitik betreiben, als wäre sie eine einsame Insel. Aber ja, wir stehen vor einem Problem, das von der EZB und der Euro-Zone geschaffen wurde.

Kann man die langfristigen Auswirkungen der Negativzinsen abschätzen?

Quantitativ ist das sehr schwierig. Aber schon häufig wurde ja besprochen, wie die Niedrigzinsen die Preissignale verzerren, eine schädliche Neigung zur Verschuldung begünstigen oder mit Investitionsblasen die Altersvorsorge in Schwierigkeiten bringen. Das ist sehr



Hochkonjunktur»: Ökonom Baltensperger.

problematisch. Aus Sicht der Geldpolitik bin ich nach wie vor der Meinung: Die Marktteilnehmer spüren, dass die Zentralbanken heute keine langfristig konsistente Politik betreiben, keine, die auf Dauer weitergeführt werden kann ohne grosse negative Folgen. Sie sehen aber gleichzeitig, dass es für die Zentralbanken schwierig ist, sich aus dieser Situation wieder zu befreien. Das ist ein Verunsicherungsfaktor, der zu einer Belastung für die Realwirtschaft wird.

Müsste man irgendwann eine Gegenkraft aufbauen, um den Ausweg aus der Sackgasse zu suchen? Bis jetzt überlässt man diese Diskussion den Notenbankexperten.

Das ist eine Frage, die auf ein sehr schwieriges Territorium führt. Ich bin ein Verfechter der Zentralbank-Unabhängigkeit, immer im Rahmen eines klaren Mandats. Wenn man die Notenbank-Unabhängigkeit antastet, kommt man rasch in eine Situation, in der die Fiskalbehörden mehr Macht bekommen. Ich bezweifle, dass das die Situation verbessern würde.

Die Schweiz beruht auf der Tradition des mündigen Bürgers, der den Institutionen auf die Finger schaut. Müsste man nicht vermehrt an solche Kontrollen denken?

Ich bin ein grosser Anhänger dieses Systems. Damit hat wohl auch zu tun, dass wir über die letzten hundert Jahre eine bessere Geldpolitik und insbesondere eine bessere Finanzpolitik hatten als die meisten anderen Länder. Würde man aber anderen Ländern die Institutionen überstülpen, die wir kennen, würde das wahrscheinlich nicht viel ändern. Änderungen müssen aus dem Bewusstsein und der Überzeugung der Menschen selber kommen.

Die EZB müsste doch vorangehen, weil sie das kann.

In gewissem Sinn ist die EZB die unabhängigste Zentralbank, aber eben auch nur in einem gewissen Sinn. Formal hat sie viel Macht, ihr steht keine mächtige Fiskalbehörde auf Unionsstufe gegenüber. Aber ich sehe auch die umgekehrte Gefahr, dass sie zu einem Juniorpartner einer mächtiger werdenden Fiskalpolitik der Mitgliedsländer degradiert werden könnte.

Könnte es in der Schweiz einmal politisch einen derart grossen Widerstand gegen die Negativzinsen geben, dass der Spielraum der Nationalbank eingeschränkt wird?

Das ist vorstellbar. Aber davon sind wir noch ziemlich weit entfernt.

Seit der Aufhebung der Kursuntergrenze folgt die Nationalbank bei der Festlegung der Zinsen der EZB, indem sie die Zinsdifferenz zur Euro-Zone etwa konstant hält. Wäre mehr eigenständiges Handeln denn nicht wünschenswert?

Ich wünsche mir manchmal auch, die SNB würde ein bisschen mehr eigene Akzente

setzen. Als ein unabhängigkeitsbewusster Schweizer muss man das ja fast wünschen. Aber ich sehe natürlich, dass ihre Möglichkeiten begrenzt sind und sie mit Blick auf den Wechselkurs nicht grosse Schritte tun kann.

Würde das nichts bringen?

Natürlich könnte sie versuchen, an der Zinsdifferenz ein wenig herumzuschrauben. Aber wahrscheinlich brächte es nicht viel, wenn sie die Negativzinsen jetzt von $-0,75$ auf $-0,65$ oder $-0,5$ Prozent setzen würde. Das würde kaum viel ändern.

Und die Negativzinsen ganz abschaffen?

Nach meiner Einschätzung kann die Nationalbank das nicht tun. Das hätte einen Signaleffekt an die Märkte, würde als Zeichen aufgefasst, dass die SNB einen neuen Kurs einschlägt. Dann hätten wir wahrscheinlich sehr rasch wieder ein starkes Wechselkursproblem. Insofern habe ich Verständnis für die Nationalbank und ihre Politik der letzten Jahre.

«Ich wünsche mir manchmal auch, die SNB würde ein bisschen mehr eigene Akzente setzen.»

Eine langfristige Aufwertung des Frankens ist eine Konstante der Schweizer Wirtschaft.

Will man das jetzt nicht mehr zulassen?

Ich vermute, dass wir auch in Zukunft eine milde Aufwertung im Rahmen des langfristigen Trends haben werden. Damit haben wir in der Vergangenheit sehr gut gelebt. Die jetzige Wechselkurssituation schätze ich als recht komfortabel ein. Wir dürfen dabei nicht vergessen, dass eine Inflationsdifferenz zur Euro-Zone von 0,5 bis 1 Prozent pro Jahr besteht. In diesem Ausmass können wir ohnehin gut mit einer Aufwertung leben.

Ist die Aussenwirtschaft zu stark im Lobbying im Vergleich zu den Konsumenten?

Es war immer so, dass die Aussenwirtschaft Lobbying betrieb, ebenso wie die Gewerkschaften. 1977/78 verbrachte ich zum ersten Mal eine gewisse Zeit bei der SNB, zusammen mit Kurt Schiltknecht und Georg Rich. In dieser Zeit war die Frankenaufwertung enorm. Nach meiner Erinnerung und meinem Empfinden war damals der politische Druck der Exportindustrie mindestens so gross wie heute. Unsere heutige Exportwirtschaft ist viel anpassungsfähiger und viel besser in der Lage, mit Kursänderungen fertig zu werden als die damalige Industrie, die das nicht gewohnt und zuerst ein bisschen verzweifelt war.

Manchmal wirft man der SNB vor, sie drücke die Kaufkraft der Konsumenten zu stark zugunsten der Exporteure.

Ich bin der Überzeugung, dass der reale Wechselkurs in der längerfristigen Tendenz nicht durch die Geldpolitik bestimmt werden wird. Zusammen mit Peter Kugler habe ich diese Frage untersucht: Über die letzten hun-

dert Jahre hat sich der Schweizer Franken relativ zum Dollar durchschnittlich fast um ein Prozent pro Jahr real aufgewertet. Gegenüber dem Euro und den Vorgängerwährungen in den letzten fünfzig bis sechzig Jahren um etwa ein halbes Prozent. Wir sehen das als realwirtschaftlichen Prozess, der von der Geldpolitik zwar vorübergehend beeinflusst werden kann, aber im Trend nicht geldpolitisch bestimmt ist. Dieser Prozess ist letztlich zu unserem Vorteil, er bewirkt eine steigende Kaufkraft für die Schweizer Bevölkerung.

Sehen Sie die Grundlagen dieser Erfolge intakt? Man spricht ja von einer Produktivitätsschwäche der Schweiz.

Produktivitätsentwicklungen zu erklären, ja überhaupt nur schon zu messen, ist extrem kompliziert. Im Moment sind für mich die Chancen der Schweiz nach wie vor intakt. Aber natürlich ist nichts selbstverständlich. Die Flexibilität unseres Arbeitsmarkts etwa wird zunehmend getestet. Aber vielleicht werden die Entwicklungen im Ausland noch negativer sein.

Jetzt sprechen Notenbanker wieder von Zinssenkungen. Steht eine Rezession bevor, die von den USA ausgeht, oder hält der Schwung bis in den Herbst des Wahljahres 2020 an?

Wirtschaftsprognosen sind extrem schwierig, und ich bin nicht Experte für Prognosen. Langfristige Trends lassen sich am ehesten beschreiben: Was passiert, wenn man eine bestimmte Politik wie zum Beispiel MMT durchzieht? Welche Folgen sind zu erwarten? Bei Kurzfristprognosen schreibt man meistens ja einfach die Gegenwart fort und sagt: «Es wird wahrscheinlich so sein wie heute.»

Sehen Sie die Gefahr, dass man auch langfristig so denkt und dann in etwas hineinrutscht, bevor man es merkt? Etwa in eine Inflation?

Prägend für mich in dieser Hinsicht ist das Beispiel der USA in den 1950er/60er Jahren. Nach dem Krieg und bis weit in die sechziger Jahre war dort Inflation schlicht kein Thema. Sie war auf niedrigem Niveau fest verankert. Das führte dazu, dass der Eindruck entstand, ein geldpolitisch aggressiver Kurs sei ohne jedes Risiko. Die berühmtesten Ökonomen der Zeit – Samuelson, Tobin, Solow etwa – sagten alle: «Ein bisschen Inflation wäre sogar gut, wir sollten geldpolitisch expansiver sein.» Eine Zeitlang wurde es zum fast offiziellen Dogma, zu denken, die Hauptaufgabe der Notenbank bestehe darin, die Zinsen tief zu halten. In meiner Interpretation führte genau das dann in den inflationären Prozess, der am Schluss während der frühen achtziger Jahre mit Inflationsraten in den USA von etwa 15 Prozent geendet hat.

Das ist weit weg.

Auch heute wieder denken viele, Inflation sei ausschliesslich ein Problem der Vergangenheit. Das könnte sich auch diesmal langfristig als verhängnisvoll erweisen. ○

Träume werden Wirklichkeit

Die weltberühmten Berliner Philharmoniker haben einen prächtigen Konzertsaal in Andermatt eingeweiht. Möglicherweise ist das Milliardenprojekt Andermatt Swiss Alps jetzt über den Berg.
Von Manuel Brug

Wanderer, kommst du von Wilhelm Tells Heimat Altdorf nach Andermatt, dann musst du einen der steilsten und schönsten Flussdurchbrüche der Alpen überwinden. In scharfen Kehren geht es die Schöllenschlucht hoch: vorbei am immer noch Russland gehörenden Denkmal für den Marschall Suworow, der hier 1799 Napoleons Truppen abwehrte, über die im Sonnenlicht glänzende, Reuss überspannende Teufelsbrücke, deren Bau schon Carl Blechen malerisch festgehalten hat – und schliesslich durchs Urner Loch, einen der ersten Tunnels. Hast du dann auf 1400 Metern das Urserental erreicht, warten zwar keine Bären mehr auf dich, aber eine symbolträchtige Weggabelung: Links geht es über den Oberalppass zu den Quellen des Rheins, rechts zum Furkapass und zum Rhonegletscher, geradeaus nach Italien über den Gotthard.

Eine mythische, geschichts-trächtige Gegend. Und doch ein vergleichsweise durchschnittliches Bergpanorama, dazu am Talgrund ein Dorf, das vor zehn Jahren noch zum Sterben verurteilt schien. Es zählt nur 1500 Seelen, ein unterentwickeltes Ski-gebiet; statt «an den Matten», den Wiesen, zu liegen, ist es mit zu viel Beton versiegelt. Und mit einer Hotellerie, bei der seit den Tagen, als sich hier 1964 Sean Connery und Gert Fröbe für «Goldfinger» eine von der militärischen Zensur absurd zerschnippte James-Bond-Verfolgungsjagd geliefert haben, nichts mehr renoviert wurde. Kackbraune Relikte wie der «bärenstarke Töfftreff», Hotel «Aurora» samt angeschlossener Schlagerbeiz «Jodlerwirt», vor dem soeben eine Busladung Touristen womöglich zum Senioren-Karaoke ausgespuckt wird, künden davon.

Den grössten Schandfleck von Andermatt freilich, die Wunde, die heute noch am Dorfeingang schwärt, haben die Soldaten hinterlassen. Seit nämlich die Armee hier abge-

zogen und die Vision Alpenfestung aufgegeben wurde, scheint Andermatt endgültig tot. Die musealen Stollen, Bunkerkanonenräume und Kommandostände, die im Berg gammeln und rosten, können inzwischen auch von Zivilisten begangen werden. In Kaser-



Ganzjahresspielwiese: Berliner Philharmoniker in Andermatt.

nennnähe schieben noch ein paar Gefreite zwischen Tarnnetzen Wache. Gegenüber vom Waffenplatz aber erhebt sich über einem noch unfertig offenen Versorgungsuntergeschoss eine inzwischen deutlich Wirklichkeit gewordene Vision. Die wurde vor einer Dekade vom Kanton Uri eingeleitet, um Andermatt und das Urserental touristisch zu vitalisieren.

Man hatte Samih Sawiris, heute 62 Jahre alt, eingeladen, die helvetischen Verhältnisse zu überprüfen. Dem Ägypter gefiel, was er vom Helikopter aus sah. Was er sich vorstellte: So wie schon mit der Retortenstadt el-Guna am Roten Meer oder einer ehemaligen Kriegsgefangenenzitate in Montenegro wollte er auf dem kontaminierten Truppenübungsplatz ein autarkes Touristenresort im ganz grossen Stil hinstellen: sechs Hotels, 42 Appartementshäuser mit Wohnungen ab 650 000 Franken aufwärts, ein paar Chalets an der Reuss, Golfplatz, Skizirkus – zwei Milliarden Franken Volumen. Es sollte die grösste Fremdenverkehrsbaustelle werden, zumindest in Europa.

Zehn Jahre später sind einige Träume geplätzt, andere verschoben, viele Wirklichkeit geworden und neue Träume hinzugekommen. Inzwischen steht ein Fünf-Sterne-plus-

Luxushotel mit Sushi-Restaurant und kathedralartigem Käselager samt im LED-Schein reifenden Laiben als Ankerbauwerk im Ort; viele teure Zimmer schauen freilich auf Seventies-Appartementklötze. 138 Millionen Franken sind in neue Pisten, Lifte und Stationen geflossen. Der windige, aber schöne 18-Loch-Golfplatz ist abschlagbereit.

Dahinter wächst das Resort. Ein Chalet und acht Appartementshäuser stehen, der aseptische Dorfplatz Piazza Gottardo und gegenüber das Vier-Sterne-Kongresshotel «Reussen», das von aussen einem rustikalen Alpen-Sing-Sing ähnelt. Dessen – ein Privatinvestor kann sich solche Spielereien leisten – in letzter Sekunde umgewandelte Versammlungshalle ist jetzt ein halb unterirdischer, klanglich feingewandeter, schön anzusehender Konzertsaal mit Tageslicht. Eingeweiht wurde er – Daniel Barenboim war leider

nicht frei, kommt aber im Januar – von den Berliner Philharmonikern mit Mozart und Schostakowitsch. Die eher klassikfremden geladenen 425 Gäste waren ehrlich begeistert; mehr aber noch der in der dritten Reihe neben Rolf Sachs sitzende, inzwischen grau gewordene, aufmerksam lauschende Samih Sawaris.

Musikliebhaber Sawiris

Auch ohne Beethoven schien ihm, dem – so sagt es die Unternehmerlegende – während seiner Berliner Studienzeit durch Karajan-Klänge geschulten Musikliebhaber, nun gnadenreich die Hochkultur die Weihe des Hauses erteilt zu haben. Gleich zwei friedvoll konkurrierende Klassikunternehmen wollen hier aufspielen, das eine wird vom ehemaligen Wiener-Philharmoniker-Vorstand Clemens Hellsberg beraten, das andere wurde von den smarten britischen Musikmanagern des Florentiner Young-Generation-Festivals konzipiert und kooperiert mit dem Lucerne-Festival. So soll der Quality-Tourist eine weitere, wetterunabhängige Ganzjahresspielwiese haben. Und es könnte sein, dass dieses wahnwitzige Andermatt Investitionswolkenkuckucksheim wirklich über den Berg ist. ○



Unternehmer Sawiris.

Teure neue Welt

Volkswagen, BMW, Daimler und Co. sind das Herz des Industriestandorts Deutschland – und ihre erfolgreichen Exporte eine europaweit wichtige Konjunkturstütze. Doch die Regulierung der EU macht den deutschen Herstellern das Leben zunehmend schwer. *Von Florian Schwab*

Deutschland ist nervös. Am Montag kommen die Automanager mit der Bundesregierung und Gewerkschaftsvertretern zusammen. Ziel der von Kanzlerin Angela Merkel initiierten «Konzertierten Aktion Mobilität» ist es, die deutsche Automobilindustrie fit zu halten für die Zukunft.

Für Furore im Vorfeld des sogenannten Autogipfels sorgte ein Positionspapier von BMW-Chef Harald Krüger. Dieses befasst sich mit den Folgen der Ende 2018 von der EU verabschiedeten Verschärfung von Kohlendioxid-Grenzwerten. Fazit: Um die neuen Vorschriften einhalten zu können, müssten im Jahr 2030 «55 Prozent der BMW-Flotte einen Stecker haben».

Von 118 auf 57 Gramm

Das EU-Parlament entschied im Dezember, dass die CO₂-Grenzwerte für Neuzulassungen per 2030 um weitere 37,5 Prozent herabgesetzt werden. Bereits 2021 treten neue Grenzwerte in Kraft, die aus heutiger Sicht nach technologischem Wunschdenken aussehen. Derzeit gilt eine Grenze von 118 Gramm Kohlendioxid pro Kilometer. Ende 2021 wird diese auf 95 Gramm und 2030 schliesslich auf 57,4 Gramm gesenkt werden. Zum Vergleich: Ein VW Golf mit der kleinsten Motorisierung (1,0-Liter-Benzinmotor mit 85 PS) hat einen CO₂-Ausstoss von 109 Gramm pro Kilometer.

Die Grenzwerte gelten für neuzugelassene Fahrzeuge im EU-weiten Durchschnitt. Hierfür wird für jeden Hersteller ein individueller CO₂-Flottenzielwert festgelegt, der vom Gewicht der von diesem Hersteller in Verkehr gesetzten Autos abhängt. Besonders schwere Autos bewirken einen kleinen Bonus auf den gesamteuropäischen Grenzwert, besonders leichte Autos einen Malus. Erreichen die Hersteller ihren Flottenzielwert nicht, so müssen sie ab Ende 2021 Strafzahlungen gewärtigen. Die Unternehmensberatung PA Consulting hat errechnet, dass Volkswagen bei der wahrscheinlichen Überschreitung des Flottenzielwerts im Jahr 2021 um 3,8 Gramm pro 100 Kilometer eine horrende Strafe von 1,4 Milliarden Euro bezahlen muss.

Die Regulierungen ab 2021 sind klar darauf ausgerichtet, die Elektromobilität auf Biegen und Brechen zu fördern. So fließen Elektrofahrzeuge als CO₂-neutral in die Berechnung ein, obwohl bei der Herstellung der Batterien



Kampf mit den Vorschriften: BMW-Präsident Krüger.

und bei der Stromerzeugung durchaus CO₂ anfällt.

Die Grenzwerte ab 2030 können nur mit sehr substanziellen Anteilen an Elektrofahrzeugen bei den Neuzulassungen erreicht werden – BMW geht wie gesagt von 55 Prozent aus. Nach heutigem Stand erscheint ein so hoher Anteil an Elektrofahrzeugen allerdings als ein Ding der Unmöglichkeit. Im Jahr 2018 waren europaweit gerade einmal 2 Prozent aller Neuzulassungen Elektrofahrzeuge. Der Ausbau der Ladeinfrastruktur steht in vielen Ländern noch ganz am Anfang, und die Auswirkungen auf die Stromversorgung sind nicht geklärt.

Die EU-Regulierung treibt die Autoindustrie zu kleinen Motoren und in die Elektromobilität. Für die deutsche Autoindustrie ist das Gift, denn ihr Erfolg gründet auf grossen Verbrennungsmotoren. Und diesen wird durch die neuen Regeln die Lebensgrundlage entzogen. Laut dem Ifo-Institut hängen in Deutschland 426 000 Arbeitsplätze vom Verbrennungsmotor ab. Entsprechend alarmiert zeigt sich der Verband der deutschen Automobilindustrie (VDA): Die Grenzwerte von 2030 könnten «einem politisch erzwungenen, verfrühten Ende des Verbrennungsmotors gleichkommen».

Über die letzten Jahrzehnte hat Deutschland dank dem Verbrennungsmotor ein kleines Wirtschaftswunder erlebt. Anders als in

jedem anderen europäischen Land nahm die volkswirtschaftliche Bedeutung des Automobilssektors deutlich zu. In der Spitze, also 2016, erwirtschaftete er 4,7 Prozent des Bruttoinlandsprodukts – im Jahr 2005 waren es noch 3,3 Prozent. Die Bruttowertschöpfung lag damit zuletzt bei rund 135 Milliarden Euro pro Jahr, womit die Autohersteller fast einen Fünftel zur gesamten deutschen Industrieproduktion beitragen. Der Sektor beschäftigt direkt gegen 900 000 Personen und sorgt für rund eine Million zusätzliche, mit ihm verbundene Arbeitsplätze. Die hohe Wertschöpfung ist ein Ausdruck davon, dass die Kunden weltweit die grossen, gutmotorisierten deutschen Modelle schätzen. Positiv für die Hersteller: Die Gewinnmarge bei Luxusfahrzeugen, Gelände- und Sportwagen ist um ein Vielfaches höher als jene im umkämpften Kleinwagengeschäft.

Damit genießt in Deutschland die Automobilwirtschaft eine in Europa einzigartige Bedeutung. Die Wertschöpfung der französischen Autoindustrie beträgt weniger als ein Zehntel – gerade einmal zehn Milliarden Euro jährlich, Tendenz seit langem fallend. Die italienische und die spanische Autoindustrie erzielen jeweils rund zwölf Milliarden Euro Wertschöpfung. Mit anderen Worten: Spanien, Frankreich und Italien erreichen zusammen gerade einmal einen Viertel der deutschen Wertschöpfung.

Pessimistischer Kapitalmarkt

Noch bevor die neuen EU-Regeln in Kraft treten, ziehen dunkle Wolken über den deutschen Herstellern auf. Die Entwicklung ihrer Aktienkurse in den letzten zwei Jahren ist sehr durchgezogen. BMW und Daimler verloren in den letzten beiden Jahren rund einen Viertel ihres Börsenwerts. Die Papiere des Volkswagen-Konzerns traten weitgehend auf der Stelle.

In den letzten Monaten gab es eine regelrechte Kaskade schlechter Nachrichten. So nahm die An-



VW-Chef Diess.

zahl montierter Autos in Deutschland im Jahr 2018 um 9 Prozent ab. Und letzten Freitag teilte der Volkswagen-Konzern, mit einem Weltmarktanteil von rund 12 Prozent globaler Marktführer, mit, seine weltweiten Auslieferungen im Mai seien gegenüber 2018 um 3,6 Prozent zurückgegangen. Auf dem deutschen Markt wirken sich die Fahrverbote für Dieselfahrzeuge, welche diverse Städte erlassen haben, negativ aus.

Erschwerend kommt hinzu, dass der aus deutscher Sicht wichtige Absatz- und Produktionsstandort China schwächelt. Hier sank die Produktion von Personenwagen von 2017 auf 2018 um 2,5 Prozent. Die Nachfrageschwäche wirkt sich auch auf die deutschen Hersteller aus. Besonders exponiert ist die Volkswagen-Gruppe als grösster lokaler Autohersteller – über alle Marken setzte der Konzern 9 Prozent weniger Fahrzeuge um. Aber auch Porsche, welche alle Fahrzeuge in Deutschland herstellt, leidet: Der chinesische Markt war von 2017 auf 2018 praktisch alleine für die Zunahme der verkauften Fahrzeuge zuständig. Doch in den ersten Monaten 2019 schwächelten die Verkäufe, weswegen Porsche jetzt die Kapazität seiner Fabrik in Leipzig reduziert.

Auch die Schweiz ist betroffen

Die Turbulenzen in der deutschen Automobilwirtschaft sind auch in der Schweiz spürbar. Hierzulande setzen Zulieferer rund 12,3 Milliarden Franken im Jahr um und beschäftigen gegen 35 000 Personen. Ein grosser Teil dieses Geschäfts findet mit deutschen Partnern statt und ist auf den Verbrennungsmotor ausgerichtet. Professorin Anja Schulze vom Swiss Center of Automotive Research führte in der NZZ aus, dass knapp jeder zweite Schweizer Zulieferer «Teile für die Produktion von Fahrzeugen» liefere, «vorwiegend für den Motor, das Getriebe und den Antriebsstrang». Entsprechend stark tangiert seien sie deshalb «vom Wandel der Antriebstechnik, weg vom Verbrennungs- hin zum Elektromotor».

Nachdem die EU das traditionelle Erfolgsprodukt «made in Germany» auf dem Weg der Regulierung künstlich altern liess, sind die Hersteller jetzt fieberhaft darum bemüht, einen Fuss in die neue Welt der Elektromotoren zu setzen. Mit hohen Investitionen in selbstfahrende Autos und in die Elektromobilität soll der Anschluss geschafft werden. Volkswagen-Chef Herbert Diess schätzt, dass seine Branche über die nächsten Jahre rund hundert Milliarden Dollar für Forschung und Entwicklung in diesen beiden Bereichen aufwenden wird.

Die Tüftler und Erfinder aus Deutschland erwecken nicht den Eindruck, als seien sie auf das neue Zeitalter vorbereitet. Aber vielleicht trägt der Schein, und die Technologiezentralen von Wolfsburg bis Zuffenhausen sind viel weiter, als sie es öffentlich sagen. ○

Regulierungen

Auf dem Weg zum «Nanny Car»

Unter dem Deckmantel der Sicherheit munitioniert die EU ab 2022 alle Autos zu Maschinen der Fahrerüberwachung und -bevormundung auf.

Die Europäische Union erlässt neue Vorschriften für die Typenzulassung von Autos. Kommission und Parlament haben sich im April bereits geeinigt – das Placet des Ministerrats dürfte reine Formsache sein. Alle Modelle, die ab 2022 für den Strassenverkehr zugelassen werden, müssen mit 30 neuen Sicherheitsattributen ausgestattet werden. Unter anderem sind folgende Systeme zwingend einzubauen:

Elektronische Geschwindigkeitskontrolle — Alle neuen Modelle müssen mit einer Frontkamera und GPS-Ortung ausgestattet werden. Diese sammelt Informationen über die lokal gültige Höchstgeschwindigkeit. Bei deren Überschreitung muss der Fahrer über das Gaspedal «oder durch sonstige wirksame Mittel», etwa akustische Signale, gewarnt werden. Bei jedem Anlassen des Motors wird das System zwingend eingeschaltet. Es kann allerdings durch den Fahrer zeitweise deaktiviert werden. Die ursprünglichen Pläne sahen vor, dass die Kontrolle permanent aktiv sein muss. Aufgrund der derzeit noch mangelhaften automatischen Erfassung von Geschwindigkeitslimiten – in Tests arbeiten die Systeme nur auf 90 Prozent der Strecken korrekt – wurde vorderhand darauf verzichtet.

Black Box — Fahrzeuge sind neu mit einem Fahrtenschreiber zu versehen, der für ein «kurzes Zeitfenster» vor, während und nach einem Verkehrsunfall Informationen aus der «Fahrer-Müdigkeitserkennung und -Aufmerksamkeitsüberwachung bzw. der fortgeschrittenen Ablenkungserkennung» sammelt und speichert. Die Daten sollen «anonymisiert» erfasst werden und den Behörden «Analysen der Strassenverkehrssicherheit» erlauben. Die Anonymisierung war im Entwurf der Kommission noch nicht vorgesehen und wurde erst durch das Parlament durchgesetzt.

Fahrer-Müdigkeitserkennung und -Aufmerksamkeitswarnung — Autos müssen über die Fahrzeugsysteme Hinweise darauf sammeln, ob der Fahrer müde oder un aufmerksam ist. Gegebenenfalls hat das



Mehr Sicherheit im Strassenverkehr.

Fahrzeug ihn zu warnen. Ein separates System muss zudem analysieren, ob der Fahrer abgelenkt ist und ihn gegebenenfalls ebenso warnen.

Rückwärtskamera — Jedes neu zugelassene Modell hat mit einer Kombination aus Bildschirm und Heck-Kamera ausgestattet zu sein, welche als «Erkennungssystem zur Information des Fahrers über hinter dem Fahrzeug befindliche Personen und Objekte» dienen soll.

Vorbereitung für Alkoholsperre — In allen neuen Autos ist eine standardisierte Vorbereitung für eine Alkohol-Wegfahrsperrung einzubauen. Daran können handelsübliche Atemluft-Testgeräte angebracht werden, welche bei der Überschreitung eines bestimmten Werts das Anlassen des Motors unterbinden.

Gurt-Warnung auch für Rücksitze — Nicht abschaltbare akustische Warnungen bei nicht angelegtem Sicherheitsgurt sind neu auch für die Rücksitze obligatorisch. Bislang waren sie lediglich für Fahrer und Beifahrer verpflichtend.

Begründet werden die neuen Vorschriften mit der Sicherheit im Strassenverkehr. Die EU-Kommission verspricht sich davon 20 Prozent weniger Verkehrstote. Der weitere Weg ist vorgespurt: All diese neu eingeführten Kontrollsysteme können per Federstrich beliebig verschärft werden, sobald einmal alle Autos mit der notwendigen Technik versehen sind. Das Bundesamt für Strassen in Bern hat schon angekündigt, die neuen Regeln auch in der Schweiz einführen zu wollen. (fsc)

Das Böse ist nie banal

Adolf Eichmann, Organisator des Holocaust, wird bis heute als Schreibtischtäter verharmlost. Die Philosophin Hannah Arendt sah in ihm einen simplen Karrieristen. Ankläger Gabriel Bach, der Eichmann 1961 in Jerusalem ins Kreuzverhör nahm, widerspricht. Von Pierre Heumann

Wenige Minuten vor Mitternacht, Ende Mai 1962, wird Adolf Eichmann, Massenmörder und einer der Hauptorganisatoren des Holocaust, aus seiner Zelle zum Galgen in den Hof des Gefängnisses von Ramla, einem Vorort von Tel Aviv, geführt. Auf der rechten Seite des Raums ist eine Sichtblende angebracht. Dahinter stehen zwei Gefängniswärter, die auf den Befehl warten, das Todesurteil zu vollstrecken. Zwei Jahre sind vergangen, seit Eichmann im Mai 1960 vom Mossad aus Argentinien entführt wurde, wo er sich unter dem Namen «Ricardo Klement» eine neue bürgerliche Existenz aufgebaut hatte. Ein israelisches Gericht zog ihn zur Rechenschaft und verurteilte ihn zum Tod.

Gabriel Bach, der heute 92 Jahre alt ist, war während des Prozesses einer der drei Ankläger – und ist der Einzige, der noch lebt. Bach konnte 1938 mit seinen Eltern gerade noch rechtzeitig aus Hitlers Deutschland in die Niederlande und von da, nach dem Einmarsch der Nazis, weiter nach Palästina fliehen. Er erinnert sich präzise an die Verhandlungen im Gerichtssaal, die am 11. April 1961 begannen und bis Mitte Dezember dauerten. Ruhig und geschliffen, ja routiniert breitet er aus dem Gedächtnis die Zeugenaussagen aus. Nur wenn der Name Hannah Arendt fällt, verliert er seine vornehme Zurückhaltung.

Arendts Gesprächsverweigerung

Die Philosophin, die als Jüdin aus Deutschland in die USA hatte fliehen müssen, war vom *New Yorker* nach Jerusalem entsandt worden, um über den Prozess zu berichten. Die Essays, die sie darüber publizierte, erweiterte sie 1963 zum Buch «Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen». Der Untertitel ist zur Redewendung geworden und wird bis heute als Entlastung für den Kriegsverbrecher verwendet. Arendt sah in ihm nicht den Mörder, sondern einen Bürokraten, der vor allem an seine Karriere dachte.

Er wisse nicht, was Arendt mit «Banalität des Bösen» gemeint habe, ereifert sich Bach. «Was sie schreibt, ist nicht ernst zu nehmen.» Sie habe vieles «völlig falsch» wiedergegeben, etwa Namen verwechselt. Sein Angebot, während des Prozesses mit ihr zu sprechen, habe sie abgelehnt. Sie sei, habe sie ihm geantwortet, nicht bereit, mit irgendjemandem von der israelischen Staatsanwaltschaft zu sprechen.

Zu erzählen hätte Bach viel gehabt. Bevor er Eichmann erstmals begegnete, sei er im Büro

gesessen und habe die Autobiografie von Rudolf Höss gelesen. Höss, der ehemalige Kommandant des Konzentrationslagers Auschwitz, war nach dem Zweiten Weltkrieg in Polen zum Tod durch den Strang verurteilt worden. Im Buch schreibt er, dass sie «viele Tage hatten, an denen sie tausend jüdische Kinder getötet hatten». Er schildert, wie die Kinder manchmal gebeten hätten, verschont zu bleiben, und fügt hinzu: «Wenn ich und meine Kollegen die Kinder in Gaskammern stossen mussten, da bekam ich manchmal Kniezittern. Aber ich habe mich dann immer über die Schwäche von mir geschämt, nachdem ich mit Obersturmbannführer Eichmann gesprochen hatte. Er erklärte



Will nur «Werkzeug» gewesen sein: Eichmann.

mir, dass es hauptsächlich die jüdischen Kinder seien, die man zuerst töten müsse. Es sei ja nicht logisch, eine Generation von älteren Menschen umzubringen und eine Generation von möglichen Rächern, die auch eine Keimzelle für die Wiedererrichtung dieser Rasse bedeuten könnte, am Leben zu lassen.» Da habe er sich jeweils, schreibt Höss, geniert und kein Kniezittern mehr gehabt.

Zehn Minuten nachdem Bach das gelesen hatte, teilte ihm ein Polizeioffizier mit, dass Eichmann ihn sprechen wolle. «Als ich die Schritte hörte und er dann mir gegenüber sass, war es nicht so leicht, eine ruhige Miene zu bewahren. Trotzdem sagte ich ihm, er könne sich einen Anwalt nehmen, denn ich wollte einen fairen Prozess, das war mir wichtig, um an die Wahrheit zu kommen. Damit nicht eines Tages jemand sagen würde, wir hätten die Verteidigung verunmöglicht.» Der Prozess gegen Eichmann lässt Bach bis heute nicht los. Die Verhandlungsprotokolle füllen das Bücherregal in seiner Stube: 25 Bände sind es insge-

samt. Fast täglich denke er zurück an die Zeit, in der er den Kriegsverbrecher vor sich hatte.

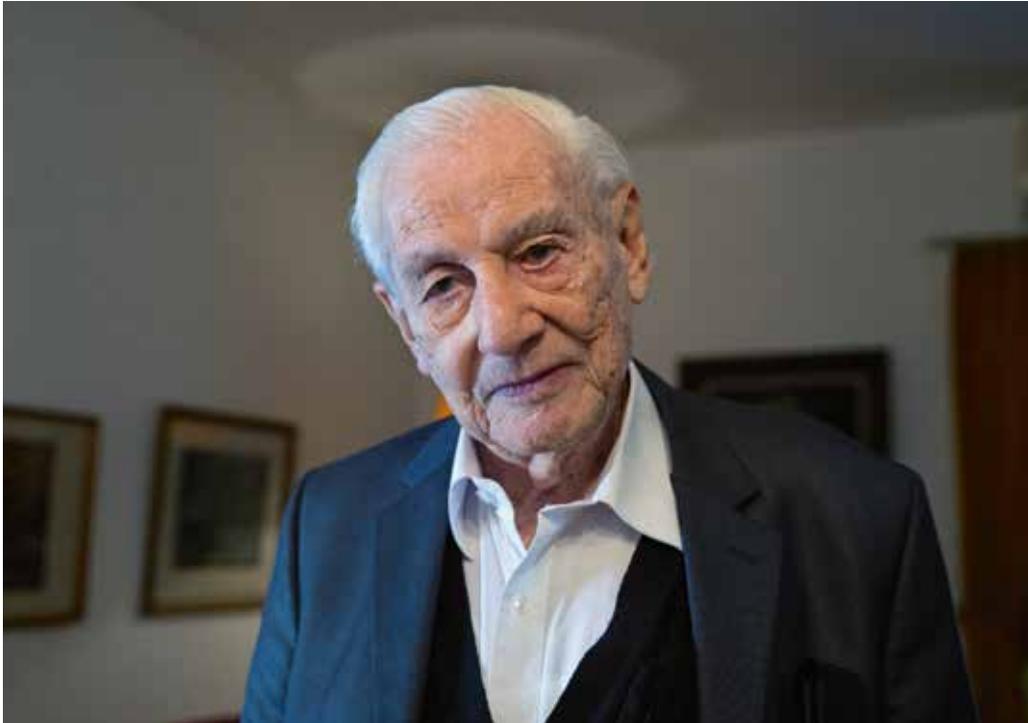
Das Gericht wollte Eichmann die Möglichkeit geben, sich zu verteidigen, und fragte etwa, was er vom Holocaust halte. Bach: «Eichmann sagte, es sei ein Verbrechen. Worauf mich die Richter fragten, ob er das ernst gemeint habe. Das hätte für das Strafmass vielleicht von gewisser Bedeutung sein können. Ich sei überzeugt, sagte ich, dass das nur ein Lippenbekenntnis sei. Es sei völlig unglaubwürdig – und dafür hatte ich Beweise.» So habe Eichmann 1956, elf Jahre nach Kriegsende, in einem Interview zu Protokoll gegeben, dass ihm nur eines leidtue: dass er nicht hart genug gewesen sei, um die Wiederentstehung der jüdischen Rasse zu verhindern – «und jetzt sehen Sie das Resultat, die Entstehung des jüdischen Staates und die Wiederentstehung der jüdischen Rasse dort». Gegenüber seinem niederländischen Gesprächspartner bezeichnete er es als eine «Pracht, wie die Juden von Holland nach Auschwitz gebracht wurden».

Widerstand gegen Gnadenfrist

Eichmann hatte sich eine besonders perfide Methode ausgedacht, um die künftigen Opfer zu täuschen. Minuten bevor die Juden ins Gas geschickt wurden, diktierte er ihnen den Text, den sie zur Beruhigung an Familien und Freunde auf Postkarten schreiben mussten. Sie seien an einem «wunderbaren Ort, es herrsche eine angenehme Atmosphäre, aber es habe wenig Platz – also kommt so rasch wie möglich». Bach: «Eichmann hatte das erfunden, und er war sehr stolz darauf. Während des Prozesses habe ich seinen Augen angesehen, wie zufrieden er damit war.»

Bach zeigt anhand mehrerer Beispiele, warum Eichmanns Verbrechen nicht als «Banalität des Bösen» charakterisiert werden könne. Als Ankläger zitierte er im Prozess ein Telegramm eines Nazi-Vertreters in Budapest an den deutschen Aussenminister Joachim von Ribbentrop, in dem eine Unterhaltung zwischen Hitler und dem ungarischen Regenten Admiral Miklós Horthy zusammengefasst wurde. Hitler hatte eingewilligt, 8700 jüdischen Familien die Ausreise «in ein neutrales Land» zu erlauben, womit die Schweiz gemeint war. Als Gegenleistung sollte Hitler vom Westen 10 000 Lastwagen und andere Güter erhalten.

Eichmann war mit der Schonfrist für die 8700 Familien nicht einverstanden, wie aus dem Telegramm an Berlin deutlich hervorgeht:



Der Eichmann-Prozess lässt ihn nicht los: Ankläger Bach heute.

Er sei ausser sich gewesen, als er vom Abkommen Hitlers mit Horthy hörte. Er glaubte, dass die Familien «wichtiges biologisches Material sein könnten, und von neutralen Ländern könnten sie auch nach Palästina gehen und sich am Aufbau der jüdischen Rasse beteiligen». Deshalb, zitiert Bach aus der Anklageschrift, habe Eichmann die Anweisung gegeben, die Deportation der Juden aus Budapest zu forcieren, damit die 8700 jüdischen Familien in die Todeslager transportiert werden konnten, bevor ihre Visa für die Reise in die Freiheit eintreffen würden. «Dieses Dokument», sagt Bach, «habe ich mit besonderer Betonung beim Ge-

«Es war das einzige Mal, dass ich die Höchststrafe verlangt hatte.»

richt eingereicht. Wenn irgendetwas zeigt, dass Eichmann nicht nur der Befehlsempfänger war, als den ihn Arendt schilderte, dann ist es dieses Telegramm. Er hatte von der Entscheidung des Führers gehört und versuchte, diese zu hintergehen.»

Eichmann als Schreibtischtäter zu banalisieren, der bloss Befehle von anderen ausgeführt habe, sei völlig falsch, so Bach. Wiederholt seien bei Eichmann Gesuche aus mehreren Ländern eingetroffen, bestimmte Juden, die für die Kriegsmaschinerie der Nazis von Bedeutung sein konnten, von der Deportation auszunehmen oder diese zumindest zu verschieben. Eichmann habe sie stets abgelehnt. So wollte er zum Beispiel einem deutschen General nicht erlauben, die Deportation eines jüdischen Physikers nach Auschwitz aufzuschieben, weil dessen Wissen der deutschen Armee hätte

helfen können. Als der General empört wissen wollte, wie es Eichmann wagen könne, der Forderung eines Generals der Wehrmacht nicht nachzugeben, antwortete Eichmann: Es interessiere ihn nicht, welchen Rang er habe, und da die deutsche Armee die Patente des Professors bereits beschlagnahmt habe, sehe er keinen Grund, dessen Transport nach Auschwitz auch nur um einen Tag zu verschieben.

Kinder in der Gaskammer

Kurze Zeit nachdem Bach Eichmanns Briefwechsel mit dem General im Gerichtssaal zitiert hatte, erhielt er ein weiteres Dokument, das die These von der «Banalität des Bösen» ebenfalls widerlegte. In Litauen hatten deutsche Polizisten eine Jüdin verhaftet. Die Frau war mit einem italienischen Kriegshelden verheiratet gewesen, der für Deutschland gegen die Alliierten gekämpft und dabei den Tod gefunden hatte. Der italienische Botschafter in Litauen bat Eichmann, diese Frau zu verschonen, weil ganz Italien der Meinung sei, dass ihr die Rückkehr in ihre Heimat erlaubt werden sollte, auch zum ehrenden Andenken an ihren Ehemann. Eichmann lehnte das Gesuch ab und schickte die Frau ins KZ.

Kalt läuft es dem Zuhörer über den Rücken, wenn Bach aus dem einzigen Dokument zitiert, das zeigt, welche Szenen sich innerhalb der Gaskammern abspielten. Nachdem ein Knabe zusammen mit 250 anderen in die Gaskammer gestossen worden und die Tür bereits hermetisch abgeschlossen war, kam ein Lastwagen mit Kartoffeln im KZ an, der entladen werden musste. Da dazu nicht genügend Häftlinge verfügbar waren, beschloss ein SS-Kommandant, auf Kinder in der Gaskammer zurückzugreifen. Noch bevor Zyklon B aus der «Dusche»

strömte, wurde die Tür der Todeskammer geöffnet und wurden dreissig Kinder herausgenommen, die die Kartoffeln vom Lastwagen holen mussten. Alle Kinder wurden ein paar Tage später umgebracht – bis auf einen Jungen. Er habe den Lastwagen beim Entladen beschädigt und müsse dafür mit Peitschenhieben bestraft werden, sagte der SS-Kommandant. Irgendwie fand er Gefallen am Jungen und beschäftigte ihn als persönlichen Schuhputzer. So konnte dieser überleben und später der Nachwelt das Grauen in den Gaskammern schildern. «Er beschrieb», so Bach, «wie es absolut dunkel war und einige, bevor sie vergast werden sollten, zu singen begannen, um sich Mut zu machen.» Dieses Bild von Kindern, die vor der Vergasung sangen, «sind Momente, die mich bis heute nachts verfolgen», sagt Bach.

Ende 1961 wurde Eichmann vom Jerusalemer Bezirksgericht wegen Verbrechen gegen das jüdische Volk, gegen die Menschheit und wegen Kriegsverbrechen zum Tod verurteilt. Gegen das Urteil legte Eichmann Berufung beim Obersten Gerichtshof ein. Als SS-Angehöriger habe er nur Befehle ausgeführt, argumentierte er. Als das Gesuch abgelehnt wurde, gelangte er an Staatspräsident Jitzhak Ben-Zvi und erbat sich von ihm in letzter Instanz Begnadigung. Die Richter hätten bei der Beurteilung seiner Persönlichkeit einen «signifikanten Fehler» gemacht, schrieb Eichmann, «weil sie sich weder in die damalige Zeit noch in meine Lage versetzen können». Da er lediglich ein «Werkzeug» in der Hand der Führer war, aber keine Verantwortung trug, fühle er sich unschuldig.

Ben-Zvi lehnte das Gesuch ab. Als die Meldung kurz darauf am Radio verbreitet wurde, wusste Bach, dass es bis zur Vollstreckung des Todesurteils eine Stunde dauern würde. «Da bin ich anscheinend etwas blass geworden», sagt Bach. «Nicht dass ich Mitleid mit ihm gehabt oder seinen Unschuldsbeteuerungen plötzlich geglaubt hätte, aber wegen der Verantwortung. Es war das einzige Mal, dass ich die Höchststrafe verlangt hatte.»

Verzicht auf Beichte

Zwei Minuten vor Mitternacht wurde Eichmann aus seiner Zelle zum Galgen geführt. Er habe kurz zuvor noch eine halbe Flasche Wein getrunken und wirke jetzt «wie halb betrunken», sagte ein Polizeioffizier, der die Exekution überwachte und sich an Eichmanns letzte Worte erinnerte: Er habe stets lediglich Befehle von anderen ausgeführt. Ein Pfarrer war aufgebeten worden, um Eichmann die Beichte abzunehmen, wovon dieser jedoch keinen Gebrauch machen wollte.

Eichmanns Leichnam wurde in einem Spezialofen verbrannt, die Asche anschliessend in ein zwei Liter fassendes Milchgefäss geschüttet. Wenige Stunden später, kurz vor Sonnenaufgang, wurde sie in internationalen Gewässern vor Israels Küste ins Meer gestreut. ○

Handel

Entschlossen gegen Protektionismus

Von Geng Wenbing — China hat keine Angst vor einem Handelskrieg mit den Vereinigten Staaten und würde für seine Interessen kämpfen. Aber das wäre schädlich für die ganze Welt. China sucht die Kooperation.

Am 10. Mai hat die US-amerikanische Regierung die Einfuhrzölle auf chinesische Waren im Wert von 200 Milliarden Dollar von 10 auf 25 Prozent erhöht – dies ungeachtet des Konsenses in grundlegenden Prinzipien, den man während mehrerer Verhandlungsrunden erzielt hatte. Mit ihrem unilateralen Vorgehen liess die amerikanische Regierung den Handelskrieg zwischen China und den USA erneut eskalieren. Als Antwort auf ein derartiges hegemoniales Verhalten der USA möchte China seine Standpunkte wie folgt darlegen:

Erstens ist klarzustellen, dass mit höheren oder neuen Zöllen kein Problem gelöst werden kann. Die beste und einzige Option, um Konflikte beizulegen, ist die Kooperation. Die Vereinigten Staaten allerdings beharren auf ihrem Weg, durch einseitige Aktionen einen Handelskrieg zu provozieren. So wichen sie immer wieder von getroffenen Vereinbarungen ab, als China voller Aufrichtigkeit in die Verhandlungsrunden kam, und griffen zu Zöllen. China will keinen Handelskrieg, aber wir haben keine Angst zu kämpfen, sollte er dennoch ausbrechen. Unser Land wird sich keinerlei externem Druck beugen, denn wir, das chinesische Volk, sind entschlossen und imstande, unsere legitimen Rechte und Interessen zu verteidigen.

Zweitens ist die Behauptung der USA, sie hätten unter einem enormen Defizit im Handel mit China zu leiden, unseres Erachtens weder objektiv noch empirisch zutreffend. Die Entwicklung des chinesisch-amerikanischen Handels beruht auf den bestehenden Unterschieden in komparativen und wettbewerbsbezogenen Stärken sowie dem freiwilligen Verhalten der Marktteilnehmer – seien sie Produzenten oder Konsumenten. Klar, China erzielt im Güterhandel mit den USA einen Überschuss, aber nicht in der Art und Weise, wie die amerikanische Regierung dies überspitzt ausmalt. Denn die US-Behörden wenden unausgewogene statistische Verfahren an, die wichtige Faktoren vernachlässigen, etwa den Umstand, dass Dienstleistungshandel und

grenzüberschreitende Investitionen substitutiv sind zum Gütertausch, oder die Beschränkungen für Hightech-Exporte nach China etc. «Wenn dein einziges Werkzeug ein Hammer ist, wirst du jedes Problem als Nagel betrachten.» Mit diesen Worten von Mark Twain lässt sich das hegemoniale Verhalten Amerikas haargenau beschreiben.

Drittens werden China und die Vereinigten Staaten, die zwei grössten Volkswirtschaften der Welt, beide von einer Kooperation profitieren oder im Fall der Konfrontation beide leiden. Es gibt etliche multinationale US-Konzerne, die stark vom Absatz auf dem chinesischen Markt abhängig sind und einen hohen Gewinnanteil in China erwirtschaften. Beispielsweise erzielt Qualcomm 65 Prozent des Konzerngewinns in China, bei Broadcom sind es 55 Prozent, auch Starbucks, Coach und weitere US-Firmen machen in China hohe Gewinne. Sollten die beiden Länder die Zölle voll in die Höhe schrauben, würden die Wertschöpfungsketten der Industrie und die Gewinnaussichten der betroffenen Unternehmen anfällig auf Schwankungen. Laut der Schätzung von «Tariffs Hurt the Heartland», einer von über 150 amerikanischen Handelsverbänden getragenen Kampagne, würde eine Anhebung der Zölle auf 25 Prozent knapp eine Million Arbeitsplätze in den USA kosten und die Turbulenzen an den Finanzmärkten verschärfen.

Viertens können Amerikas protektionistische Massnahmen zwar die chinesische Wirtschaft beeinflussen, sie aber nicht an ihrer rasanten Entwicklung hindern. Im ersten Quartal 2019 hat Chinas Wirtschaftswachstum wieder an Stabilität und darüber hinaus an positiver Dynamik gewonnen. Das Bruttoinlandsprodukt legte im Vergleich zum Vorjahr um 6,4 Prozent zu und übertraf damit alle Erwartungen. Auch der Aussenhandel war dynamisch: In den ersten vier Monaten stieg das Export- und Importvolumen um 4,3 Prozent über den Vorjahreswert. In jeder Ecke der Welt finden wir Handelspartner, und

wir sind auch bereit, eine Entwicklungsdividende mit anderen Ländern zu teilen, so dass eine Win-win-Situation erreicht werden kann.

Fünftens würde ein Handelskrieg das allgemeine Vertrauen in die Weltwirtschaft schwächen und der ganzen Welt Schaden zufügen – wie es ein chinesisches Sprichwort besagt: «Bricht ein Brand am Stadttor aus, dann werden die Fische im Teich daneben auch mitleiden.» Unschuldige Zuschauer würden also rücksichtslos ins Unglück anderer hineingezogen. Es entspricht den gemeinsamen Wünschen und Interessen der meisten Länder, am Multilateralismus festzuhalten, gegen den Unilateralismus zu kämpfen, die offene Weltwirtschaft sowie den Freihandel aufrechtzuerhalten. Auf Liberalisierung und Vereinfachung des Handels zu bestehen, ist für die Entwicklung der Weltwirtschaft und das Wohlergehen der Völker besonders wichtig. Wir sind davon überzeugt, dass es der internationalen Gemeinschaft gelingen wird, die Schatten des Handelskriegs zu beseitigen und eine helle Zukunft für die Weltwirtschaft und den Welthandel einzuleiten, solange sie sich fest und solidarisch an den Geist der Offenheit und Integration hält und gegen den Protektionismus kämpft.

Der Entwicklungspfad, den die Volksrepublik China seit ihrer Gründung vor siebzig Jahren zurückgelegt hat, war nie von vornherein geebnet oder frei von Hindernissen. Wir mussten und müssen uns durch Disteln und Dornensträucher unseren Weg bahnen. Heute ist das Land viel besser gewappnet, um jeglichen Herausforderungen und Risiken entgegenzutreten. China hat also keine Angst vor einem Handelskrieg. Wir sind aber auch bereit, Verhandlungen mit den USA unter der Voraussetzung des gegenseitigen Respekts und der Gleichberechtigung wieder aufzunehmen. China wird eine umfassende Öffnungspolitik vorantreiben, ein stabiles, faires und übersichtliches Umfeld für ausländische Investoren und Geschäftsleute schaffen und sich weiterhin für das Freihandelssystem einsetzen. Wie Staatspräsident Xi Jinping sagte: «Die chinesische Wirtschaft ist wie ein offenes Meer, kein kleiner Teich. Ein heftiger Sturm kann wohl einen Teich dem Erdboden gleichmachen, aber ist ohnmächtig vor dem Meer. Das Meer bleibt am Ende immer noch bestehen.»



Botschafter Geng Wenbing ist ausserordentlicher und bevollmächtigter Botschafter der Volksrepublik China in der Schweiz. Aus Anlass des 70. Geburtstags der Volksrepublik schreibt er auf Einladung der Weltwoche zwölf Kolumnen mit freier Themenwahl.

Hohles Ritual

Der Iran droht, die wichtigste Öl-Passage der Welt zu blockieren. Ist er dazu in der Lage?

Von Pierre Heumann

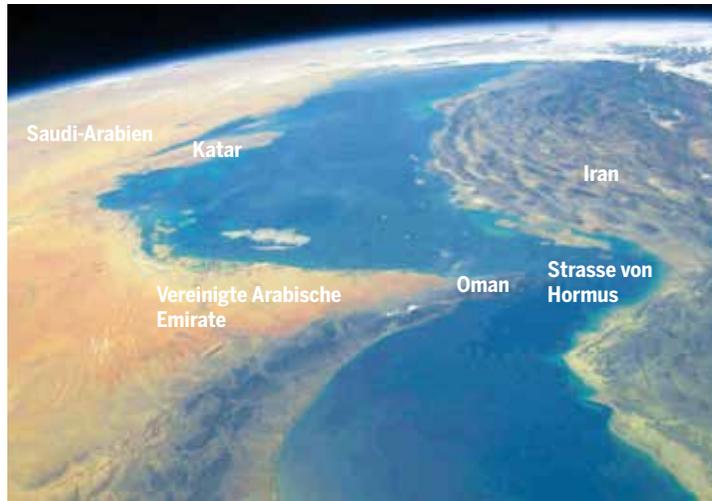
Seit Monaten nehmen die Spannungen zwischen den USA und dem Iran zu. Amerika verstärkt seine Militärpräsenz im Mittleren Osten und reagiert damit auf Angriffe gegen Tanker im Persischen Golf und einen Drohnenangriff auf eine saudi-arabische Pipeline. Viel deutet darauf hin, dass die Attacken von Teheran oder dessen Satelliten ausgeführt wurden. Der Iran zürnt, weil die USA den Öl-Export der Islamischen Republik stoppen,

und droht mit einer Blockade der Meerenge von Hormus, der wichtigsten Öl-Handelsroute der Welt. 30 Prozent des Öl-Transports zur See gehen durch dieses Nadelöhr, dessen befahrbare Wasserstrasse an der engsten Stelle nur wenige Kilometer breit ist.

Diese Drohung wird nicht zum ersten Mal ausgestossen. Seit Jahrzehnten warnt der Iran, er werde die Strasse von Hormus sperren, um damit die Öl-Versorgung des Westens zu gefährden. Die Durchführung der Blockade wäre kurzfristig kein Problem, zumal der Iran auch mehrere Inseln in der Strasse von Hormus kontrolliert. Nach einer Sperrung müssten die Industrienationen auf über 90 Prozent der Öl-Exporte aus dem Persischen Golf verzichten. Allerdings bezweifle er, dass der Iran in der Lage wäre, die Strasse von Hormus über eine längere Periode zu sperren, meint Martin S. Navias, Dozent an der Abteilung für Kriegsstudien am King's College in London. Zumal der Iran kein ökonomisches Interesse daran haben könne, die Meerenge zu schliessen. Bereits der Schah hatte in einem Interview in den 1970er Jahren die Meerstrasse von Hormus als für den Iran lebenswichtig bezeichnet. «Falls sie geschlossen wird, sind wir am Ende», gab er einem Reporter zu Protokoll. Und baute die Marine aus. Mit britischer Hilfe verschaffte sich der Schah in der Folge die stärkste Seemacht am Golf, um den maritimen Öl-Transport verteidigen zu können.

Stumpfe «Hormus-Waffe»

Nach dem Sturz des Schahs sahen die neuen Machthaber in Teheran die Passage von Hormus allerdings weniger als Exportstrasse, um die Staatskasse zu füllen, sondern als Möglich-



30 Prozent des Öl-Transports übers Meer gehen durch die Strasse von Hormus.

keit, dem Westen mit der Unterbindung der Öl-Zufuhr zu schaden. Doch den Drohungen folgten keine Taten. In den 1980er Jahren zum Beispiel, als der Iran in einen langen und verlustreichen Krieg gegen den Irak verwickelt war, konnte es sich Teheran nicht leisten, auf die Öl-Einnahmen zu verzichten. Deshalb sahen die Ajatollahs davon ab, die Strasse von Hormus zu schliessen. Die Drohungen wurden zum hohlen Ritual.

In den vergangenen zwei Jahrzehnten hat die Iranische Revolutionsgarde zwar massiv in die Marine investiert. Die Verbände sind in der Lage, den kommerziellen Schifffahrtsverkehr im Persischen Golf empfindlich zu stören oder zu unterbrechen. Als Optionen verfügen sie unter anderem über Minen, Angriffe durch Speedboote oder Seezielflugkörper. Diese Attacken, sind Experten überzeugt, könnte Teheran allerdings nur einige Tage aufrechterhalten, nämlich so lange, wie die Marinen Grossbritanniens und vor allem der USA, die eine starke Präsenz in der Region haben, nicht eingreifen.

Zudem ist die «Hormus-Waffe» gegen den Westen in den letzten Jahren stumpf geworden. Ein grosser Teil des Öls, das durch die Meerenge transportiert wird, ist nicht für den Westen, sondern vor allem für die asiatischen Märkte bestimmt, zum Beispiel für Japan, China und Indien. Schliesslich hat die Abhängigkeit des grossen US-Marktes vom nahöstlichen Öl stark abgenommen. Allein im vergangenen Jahr hat die Förderung mittels Fracking in den USA um 17 Prozent zugelegt und sie könnten einen Ausfall des Nahost-Öls locker wegstecken. ○

Geopolitik

Ende mit Schrecken

Der Iran verstösst gegen den Atom-Deal. Das ist eine gute Nachricht. Von Pierre Heumann

Wo US-Präsident Donald Trump recht hat, hat er recht. Der von seinem Vorgänger vorangetriebene Atom-Deal mit dem Iran ist ein schlechtes Abkommen. Trump hat sich deshalb vor einem Jahr davon verabschiedet. Dass sich nun auch Teheran nicht mehr daran gebunden fühlt, ist verständlich, zumal Trumps neue Sanktionen schmerzen.

Diese Woche hat der Iran angekündigt, er werde in wenigen Tagen die im Abkommen vorgesehene Obergrenze überschreiten, die für den Vorrat an angereichertem Uran vorgesehen ist. Dass Teheran bei der Anreicherung 20 Prozent anstreben will, zeigt mit aller Deutlichkeit, dass die Ajatollahs weniger an der zivilen Verwendung interessiert sind. Wer über die Schwelle von 20 Prozent hinausgeht, gibt unmissverständlich zu erkennen, dass er waffenfähiges Material produzieren will.

Dass das definitive Ende des Atom-Deals nun absehbar ist, wird nur von denen bedauert, die sich der Illusion hingaben, dass der Iran keine martialischen Ziele verfolge. Doch das Abkommen war von Anfang an wertlos, weil es den Nuklearstrategen im Iran so weit entgegenkam, dass sie nicht zurückstecken mussten. Teheran konnte zum Beispiel die sogenannte Sunset-Klausel durchsetzen. Sie bedeutet, dass die vereinbarten Auflagen schrittweise auslaufen. Nach Ende der Laufzeit des Abkommens wird der Iran unbeschränkt wieder Uran anreichern dürfen.

So erpicht waren der damalige US-Präsident Barack Obama und die Europäer darauf, mit Teheran einen Deal zu unterschreiben, dass sie die umstrittensten Themen ausklammerten. Dazu gehört zum Beispiel das Verbot eines ballistischen Raketenprogramms. Der Westen glaubte naiverweise dem Versprechen der Iraner, dass sie die Raketen nicht mit Atomsprengköpfen bestücken würden. Zudem sah er mit einer fahrlässigen Nonchalance darüber hinweg, dass Teheran nach Abschluss der Abkommens eine aggressivere Regionalpolitik als zuvor verfolgte – mit Machtgewinnen in Syrien, im Libanon, Irak, Jemen und bei palästinensischen Terrororganisationen.

Der Abschied vom Deal bietet aus all diesen Gründen die Chance, das nukleare Versteckspiel zu beenden.

Der Schurke sitzt immer im Kreml

Russland und der Westen: Das ist eine Geschichte von Fehleinschätzungen, verpassten Chancen und dramatischen Wendungen. Die Zeit der gegenseitigen Schuldzuweisungen muss aufhören, fordern zwei Autoren, die ein Buch über ihre gemeinsame Liebe verfasst haben.

Von Fritz Pleitgen und Michail Schischkin

Beide Seiten können profitieren

Reich des Bösen oder Teil des europäischen Hauses? An Russland scheiden sich die Geister. Es ist höchste Zeit für eine Annäherung.



Fritz Pleitgen.

Am 16. Juli 1990 hatte ich das Privileg, über den vermutlich besten Tag der deutschen Geschichte zu berichten. Am 16. Juli 1990 gab der Russe Michail Gorbatschow nach einem Treffen mit dem deutschen Bundeskanzler Helmut Kohl den Weg frei für die deutsche Einheit und die Mitgliedschaft des vereinten Deutschlands in der Nato. Damals hätte ich mir nicht vorstellen können, dass knapp drei Jahrzehnte später deutsche Soldaten im Baltikum Krieg gegen Russland üben.

1990 war überhaupt ein gutes Jahr für unseren Kontinent. Im November trafen sich die Regierungs- und Staatschefs Europas und Nordamerikas in Paris. Es herrschte eine Stimmung der Verständigung, wie es sie noch nie gegeben hatte. Gemeinsam schuf man eine Charta über die neue Ordnung in Europa. Darin versprach man sich gleiche Sicherheit für alle. Das war für Moskau das Wichtigste, während der Westen auf Demokratie und Menschenrechte setzte.

Und heute? Demokratie und Menschenrechte haben sich in Russland nicht durchsetzen können. Und aus der Sicherheit für alle ist auch nichts geworden. Jedenfalls nicht aus Sicht von Moskau. EU und Nato grenzen nun direkt an Russland. Dass Putin das Vorrücken des Westens als Bedrohung seines Landes betrachtet, disqualifizieren wir als Narrativ des russischen Präsidenten, um sein Volk in Kriegsstimmung zu bringen.

Aber auch bei uns wird von Krieg geredet. Die Quelle ist renommiert. Das International Institute for Strategic Studies in London hat ausgerechnet, wo und wie es losgeht mit dem

Krieg gegen Russland. Im Oktober 2021! «Operation Nemo» heisst die Arbeit.

Wer hat Schuld an dieser Entwicklung? Wir haben ein klares Bild: Die Guten sind wir im Westen. Der Schurke sitzt im Kreml. In Russland wird ebenso aufgeklärt. Nur umgekehrt. Da erfährt die Bevölkerung, dass die Schurken im Westen sitzen und die Guten in der russischen Politik ihre Heimat haben, mit dem allwissenden Präsidenten an der Spitze.

Der russische Romancier Michail Schischkin und ich finden die Angewohnheit der gegenseitigen Schuldzuweisung weder originell noch zielführend. Wir versuchen es anders. In unserem Buch «Frieden oder Krieg» gehen wir konsequent selbstkritisch vor, bis zur Schmerzgrenze.

Ein Paradebeispiel westlicher Selbstgefälligkeit ist die EU-Assoziierung der Ukraine. Die Absicht des Westens, bis an die russische Grenze



Fritz Pleitgen und Michail Schischkin: Frieden oder Krieg. Russland und der Westen – eine Annäherung. Ludwig; 384 S., Fr. 23.90.

vorzurücken, hatte schon Russlands erster Präsident, Boris Jelzin, als Überschreiten einer roten Linie attackiert. Auch sein Nachfolger Putin erhob massive Einwände gegen die EU-Erweiterung, die nebenbei Sewastopol, Russlands wichtigsten Militärhafen, quasi unter die Kontrolle des Westens gebracht hätte.

Moskaus Proteste wurden von Brüssel als Störmanöver eines missgünstigen Nachbarn abgetan. Ein Blick in die Geschichte hätte sich gelohnt. Russland und die Ukraine bildeten zwar keine gemeinsame Nation, aber bis zum Ende der Sowjetunion gingen sie über drei Jahrhunderte gemeinsam durch die Geschichte.

Durch Millionen Mischehen waren beide Völker auf das engste mit einander verbunden. Das galt ebenso für Politik, Wirtschaft, Kultur und Militär. Die Ukraine vollzog den Seitenwechsel freiwillig als Akt politischer Selbstbestimmung.

Das reichte uns. Für Russland war es eine von aussen erzwungene Amputation und bedeutete die Ausgrenzung aus Europa.

Nichtstun wäre verheerend

Als Brüssel ihn abblitzen liess, hielt sich Putin den Westen auf seine Weise vom Leib. Zuerst mit der Annexion der Krim, dann mit dem Hybridkrieg im Donbass. Mehr Brüche europäischer Vereinbarungen kann das Zusammensein auf unserem Kontinent kaum verkraften.

Der Westen kann mit dem bisherigen Verlauf der Krise im Verhältnis zu Russland zufrieden sein. Politisch wie propagandistisch. Die Einflussphäre von EU und Nato wurde um tausend Kilometer nach Osten erweitert. Trotz des eigenen enormen Landgewinns konnte dem russischen Präsidenten auch noch die Schelle eines «Aggressors» umgehängt werden.

Diese Erfolge mögen erklären, warum weder der Krieg in der Ostukraine noch das ruinierte Verhältnis zu unserem europäischen Nachbarn Russland Themen im Europawahlkampf waren. Auch in der Ukraine wurde gewählt. Der neue Präsident heisst Wolodymyr Selensky – ein Schauspieler, den unsere Medien gerne herablassend «Komiker» nennen. Doch der Mann ist ernst zu nehmen. Er will den Krieg in seinem Land beenden. Der Westen sollte ihn mit allen Kräften unterstützen. Dies würde ihm nach innen und nach aussen den Rücken stärken.

Es wäre zugleich für den Westen die Chance, mit Russland in ein grundsätzliches Gespräch zu kommen. Auch Moskau würde davon profitieren. Die Normalisierung der Beziehungen zum Westen würde Russland wirtschaftlich entlasten und seine Ausgrenzung aus Europa verhindern.

Gorbatschows Idee vom «gemeinsamen europäischen Haus», die auch Putin übernahm, könnte doch noch Wirklichkeit werden. Zu schön, um wahr zu sein? Doch Nichtstun wie bisher wäre eine verheerende Alternative.

Fritz Pleitgen ist einer der renommiertesten deutschen Moskau-Korrespondenten. Auch nach dem Ende der Sowjetunion berichtete der spätere WDR-Intendant immer wieder aus Russland.



Den Mythos gibt es nicht

An Russland ist nichts geheimnisvoll. Es ist ein Land, das den Übergang vom Kollektiv zum Individuum verpasst hat und bis heute darunter leidet.



Michail Schischkin.

Im russischen Weltbild ist Europa ein Mythos, ein russischer Traum von einem menschenwürdigen Leben. Für uns stand Europa vor allem für europäische Werte. Auch die Ukrainer sind für dieses Europa auf den Euromaidan gekommen. Nicht für die Europäische Union, verkörpert durch die Beamten in Brüssel, sondern für ein menschenwürdiges Leben bei sich zu Hause. «Für eure und unsere Freiheit!» Das kann der Zar im Kreml der Ukraine nicht verzeihen – und wird es auch nie.

Genau deswegen wird der Westen im russischen Fernsehen mit dem Faschismus gleichgesetzt. Und mehrere zehn Millionen Russen glauben, dass die Nato die Ukraine für einen Krieg gegen Russland instrumentalisiert. Der Zombiekasten hämmert ein eindeutiges Bild in ihre Köpfe: Der Feind ist der Westen. Europa ist gleichbedeutend mit dem Faschismus, gegen den schon unsere Grossväter gekämpft haben und vor dem wir nun unsere Heimat schützen müssen. Jede Diktatur braucht einen Krieg «für den inneren Gebrauch».

In Russland gibt es zwei Völker, die russisch sprechen und das gleiche Territorium teilen, aber mental entgegengesetzt sind. Die beiden Russenvölker haben ganz unterschiedliche Europabilder. Für die einen, die wenigen, ist Europa eine mentale Heimat, ein Atopia, ein Ort, der nirgendwo existiert, aber reizt und fasziniert, der Freiheit und Menschenwürde verheisst. Für die anderen, die Mehrheit, ist der Westen uralter Widersacher, ein Erbfeind, der Russland ausradieren will. Es war nicht genug, einmal «ein Fenster nach Europa» in die Wände zu hauen. Man schaut durch dieses Fenster und spiegelt nur sich selbst.

Schaut man von der anderen Seite durchs Fenster, reflektiert das Russlandbild den Betrachtenden. So entstand der merkwürdige Mythos von der geheimnisvollen russischen Seele, die auf der Suche nach dem Lebenskern durch grenzenlose Weiten umherirrt. In der russischen Literatur, Musik, Kunst sucht man nach dem, was der Westen längst verloren hat, nach echter Geistigkeit, Spiritualität, Seelentiefe.

Zivilisationslücke nimmt zu

Im Westen suchte man nach einer Erklärung für das russische Anderssein, und da sich für die europäische Sichtweise keine plausible Erklärung fand, wälzte man alles für die westliche Vernunft Unfassbare auf die geheimnisvolle russische Seele ab. Wenn ein Ausländer auf die notorische russische Seele zu sprechen kommt, hören die Russen das schmeichelhafte Sinnieren über ihre Seele natürlich gerne. Unter sich zucken sie dann jedoch mit den Schultern. Für uns gab es da nie ein Rätsel. Wassili Grossman formulierte es im Roman «Alles fliesst» präzise: «Ist die russische Seele immer noch rätselhaft? Nein, es gibt kein Rätsel. Was ist rätselhaft am Sklaventum? [...] Es wird Zeit, dass die Enträtsler Russlands begreifen – nur das tausendjährige Sklaventum hat die Mystik der russischen Seele geschaffen.»

Den modernen Westen und Russland trennt eine Revolution. Die wichtigste Revolution der Menschheit: der Übergang von der Vorherrschaft des kollektiven Bewusstseins zur Priorität des Individuellen, Privaten. Die patrimoniale Gesellschaft besteht bereits seit Hunderten von Generationen. Der Mensch identifizierte sich mit dem Kollektiv und war wie in einem Rudel vom Rudelführer, dem Häuptling, Khan oder Zaren, vollkommen abhängig. Erst seit einigen Jahrhunderten begann eine grundsätzlich andere menschliche Gesellschaftsordnung zu entstehen, in der der Einzelne frei ist. Dies geschah in Europa. Die Reformation zeigte, dass es eine Moral gibt, die anders begründet ist als durch die Angst vor der Inquisition. Die Aufklärung hat den Menschen zum selbstbestimmten und vernunftgeleiteten Leben erzogen. Ehe «We the People», der vielzitierte Anfang der Verfassung

der Vereinigten Staaten von Amerika, verfasst werden konnte, musste zuerst eine Menschheit entstehen, die sich ihrer Würde bewusst ist.

Diese riesige Zivilisationslücke lässt sich durch ein «Fenster nach Europa» nicht überbrücken. Darin besteht das Drama meiner Heimat: Ein kleiner Teil meiner Landsleute ist für das Leben in einer demokratischen Gesellschaftsordnung bereit, aber die überwältigende Mehrheit kniet noch vor der Macht und findet sich mit dieser erniedrigenden Lebensweise ab.

Ein durchschnittlicher Russe kann das Phänomen der westlichen Rechtmässigkeit nicht begreifen, wie niemand im Westen die russische Gesetzlosigkeit begreift. Die Magna Charta wurde 1215 verabschiedet. Ihre Artikel sind bis heute Teil des Rechts in England. Eine derartige Beziehung zwischen der Macht und ihren Untertanen gehörte weder im 13. Jahrhundert noch gehört sie heute ins russische Rechtsbewusstsein.

Bereits im 18. Jahrhundert wurde das Volk und nicht der König zur Rechtsquelle erklärt. Im berühmten «Federalist Paper» Nr. 84 widersetzte sich der amerikanische Gründervater Alexander Hamilton der Bill of Rights, weil die Rechte den Bürgern ursprünglich in voller Fülle gehören – sie haben diese Rechte niemandem abgetreten, deshalb benötigen die Bürger keine besonderen konstitutionellen Garantien ihrer Rechte.

Zwischen dieser Feststellung und der Forderung des Präsidenten Tschetscheniens, Putin auf Lebenszeit zu wählen, liegt ein unermesslicher menschlicher Abgrund. Die einzige russische Rechtsquelle bleibt wie auch früher der Zar. Und seine Leibeigenen werden einfach nicht begreifen, dass ihnen ihre Rechte nicht von der Staatsmacht eingeräumt werden, da die Menschenrechte unabdingbar und von der Obrigkeit unabhängig sind. Das ganze Land mitsamt der Bevölkerung gehört wie eh und je dem Zaren, und die Rechte des Einzelnen hängen von der Willkür der Machthabenden ab.

Im 21. Jahrhundert nimmt diese Zivilisationslücke vor unseren Augen zu. Und das «rätselhafte» Land wird mit jedem Jahr noch «rätselhafter».

Michail Schischkin ist einer der bekanntesten russischen Autor der Gegenwart. Seine Romane wurden in mehr als dreissig Sprachen übersetzt. Der Kreml-Kritiker lebt und arbeitet in der Schweiz.



Wäre Rodolfo ein Baum, wäre er eine Eiche: Werbung des Sägewerks Rüdüsühli, Martina.



Ikone der Woche

Brett vor dem Kopf

Von Michael Bahnerth

Rodolfo heisst eigentlich Rolf, aber Rodolfo passt besser zu ihm. In Rolf schwingt etwas Bünzlihaftes mit, während Rodolfo auch Bademeister in Rimini sein könnte oder Inhaber eines Striplokals. Wann aus Rolf Rodolfo wurde, ist nicht klar, weshalb, auch nicht. Vielleicht wegen einer neuen Frau oder der Sehnsucht, als Rodolfo an das zu kommen, was Rolf verwehrt bleibt.

Vor dreizehn Jahren war er jedenfalls noch Rolf, als er in Martina im östlichsten Untereggadiner Zipfel der Schweiz ein Sägewerk kaufte. Seither schneidet er da weit weg vom Wurzelwerk der Welt Arven und Lärchen zu Brettern. Vor dem Sägen baute er Schneepflüge. Schneepflüge passen besser zu ihm, weil Rodolfo gerade alles beiseiteräumt, wofür Frauen, Feministinnen und Feministen seit einiger Zeit kämpfen. Wahrscheinlich ist er ein glücklicher Mann. Rodolfo hat noch nie von #MeToo gehört, und auch sonst interessiert ihn die ganze Aufregung im Unterland um Gleichberechtigung, Sexismus, Emanzipation und Diskriminierung wohl weniger als etwa die Lärchenknospen-Gallmücke, die in seiner Welt mehr Schaden anrichten kann als Männer Frauen je zufügen können und umgekehrt.

Rodolfo macht neuerdings Plakatwerbung im Holzfällerstil – um ein bisschen Schwung ins Business zu bringen, so was. Man sieht vier von der Natur mit üppigem Vorbau beschenkte lächelnde Kolleginnen von ihm in Dirndl vor einem Holzhintergrund: «Wir haben Holz vor der Hütte – greifen Sie zu!» Am Plakat kam vor Tagen eine Frau in ihren Veloferien vorbei, sie machte ein Foto, schickte es einer Freundin, die Journalistin bei der links-korrekten *Süddeutschen Zeitung* ist, die machte ein Interview mit Rodolfo, was er etwas missmutig über sich ergehen liess. Ihre Schlussbemerkung war: «Mich als Frau stört es», worauf Rodolfo antwortete: «Dann ist das halt Ihre Meinung.» Das Interview wurde vom Zentralorgan des Schweizer Feminismus, dem *Tages-Anzeiger*, übernommen, und seither ist Rodolfo irgendetwas zwischen dem letzten Mann, einer Kettensäge im verordneten Geschlechter-Streichelzoo und einem aufrecht gehenden Etwas mit Brett vor dem Kopf.

Zu seinem Plakat sagt er Sachen wie: «Was wollen Sie? Ein Sägewerk hat Holz vor der Hütte», oder: «Das sind keine Brüste, das sind Frauen, die lachen.» Man hätte die Frauen auch hinstellen können, sagt die Interviewerin. «Und dann sieht man die Beine, ist das besser?»

Und ja, er würde es wieder tun, und wenn seine Frau ein wenig jünger wäre, hätte er sie auch noch drauf gestellt. – «Wenn sie jünger wäre?» – «Also, es muss ja auch noch gut aussehen.»

Wäre Rodolfo ein Baum, wäre er eine Eiche.

«Es muss Weltklasse sein»

Er gehört zu den grössten Schauspielern der Schweiz. Jetzt, nach 18 Jahren, verlässt Robert Hunger-Bühler das Schauspielhaus Zürich. Ein Gespräch über turbulente Zeiten am Theater, seine Arbeit mit Regisseuren von Peter Stein bis Milo Rau und seine Rollen im «Tatort». *Von Rico Bandle*

Es ist ein Kraftakt sondergleichen, den die Darsteller an diesem Abend im Zürcher Schauspielhaus vollbringen. Fünf Stunden lang haben sie geschrien und geschwitzt, sich durch die Wirren von Dürrenmatts «Justiz» durchgekämpft.

Jetzt, kurz nach Mitternacht, können sie sich endlich verneigen. Die Mammut-Inszenierung von Regielegende Frank Castorf ist durchgestanden. Auch Robert Hunger-Bühler, 66, wirkt erleichtert. Es war eine seiner letzten Vorstellungen nach achtzehn Jahren am wichtigsten Sprechtheater des Landes.

Wie meistens gehörte Hunger-Bühler auch hier zu den auffälligsten Figuren auf der Bühne. Ihn umweht stets etwas Geheimnisvolles, mit seinem abgründigen, müden Blick und seinen wippenden Bewegungen zieht er einen sofort in den Bann. Er sei ein «Virtuose der Halbentschlossenheit», schrieb der grosse Theaterkritiker Gerhard Stadelmaier einst über ihn, seine Figuren zeichneten sich durch eine «elegante Reserviertheit» aus.

Wenige Tage nach der «Justiz»-Aufführung treffen wir uns im Zürcher Fünfsternehaus «Baur au Lac», um über seine Jahre im Schauspielhaus zu reden, die in der verrückten Marthaler-Zeit ihren Anfang nahmen, aber auch über den grandiosen «Faust»-Marathon von Peter Stein, in dem er den Mephisto spielte.

Herr Hunger-Bühler, am Ende der fünfständigen Vorstellung letzte Woche sassen im 700 Plätze fassenden Schauspielhaus noch 30 bis 40 Zuschauer. Und dies, obschon eine Grösse wie Frank Castorf Regie geführt hat und der Dürrenmatt-Stoff viel lokalen Bezug hatte. Sagt uns das etwas über den Stellenwert des Theaters aus?

Nein. Es war die erste Vorstellung, die so leer war. Vielleicht waren die Zürcher schon auf der Pfingstbrücke. Natürlich gehen bei einer fünfständigen Vorstellung immer einige Leute in der Pause. Aber sonst ist «Justiz» gut besucht. Ich fand, trotz der wenigen Leute war es eine gute Vorstellung.

Sie haben schon mehrmals mit Frank Castorf zusammengearbeitet. Diese ausufernden Stücke, diese enorme Textmenge, diese Energie – wie sehr bringt dies einen Schauspieler an seine Grenzen?



«Man kommt aus dem Teufel nicht mehr raus»: Schauspieler Hunger-Bühler.

Man weiss bei ihm ja, auf was man sich einlässt. Castorf überträgt dem Schauspieler sehr viel Verantwortung, viel Freiheit. Damit muss man umgehen können. Es ist eine wahre Freude, mit ihm zu arbeiten, obschon die Angst vor jeder Vorstellung gross ist.

Die Angst wovor?

Ob man den Abend bewältigen kann. Man steht jedes Mal vor einem riesigen Berg, den man überwinden muss. Es stellt sich nie Routine ein. Ab und zu einen Castorf zu spielen, ist gut. Immer ginge nicht.

Sie sind in der ersten und in der letzten Stunde mit langen Textpassagen präsent. Dazwischen haben Sie drei Stunden lang Pause. Wie hält man die Energie aufrecht?

Bei den ersten Vorstellungen war dies enorm schwierig, ich war die ganzen drei Stunden angespannt. Jetzt geht es besser, ich kann in der Zwischenzeit Texte lernen oder etwas lesen. Aber ich muss mir stets bewusst sein: Um elf Uhr muss ich wieder voll bereit sein und bis nach Mitternacht durchspielen.

Mit diesem Stück verabschieden Sie sich nach achtzehn Jahren vom Zürcher Schauspielhaus.

Es ist ein würdiger Abschluss, wie ich finde. Wobei ich diese Arbeit nicht über andere stellen würde, ich möchte keine Rangliste machen.

2001 holte Sie der damalige Intendant Christoph Marthaler nach Zürich. Wie lief das ab?

Ich zögerte, als er mich fragte, stieg dann erst in seiner zweiten Saison ein. Ich hatte die Schweiz einst verlassen, weil ich meine Umgebung als kultur- und künstlerfeindlich empfand. Nach 27 Jahren in Wien und Berlin zurückzukehren, war ein grosser Schritt. Letztlich war es aber toll, wieder näher bei meiner Familie zu sein, vor allem bei meiner Mutter, die ich täglich besuchte. Die Rückkehr führte zu einer Versöhnung mit meiner Heimat.

Es war eine aufregende Zeit unter Marthaler. Nie ist so viel über Theater debattiert und gesprochen worden. Alle hatten eine Meinung zum Schauspielhaus, auch jene, die nie ins Theater gehen. Wie haben Sie das erlebt?

Das alte Los, dass der Schweizer sich im Ausland beweisen muss, um zu Hause Aufmerksamkeit und Anerkennung zu erhalten, hat sich da voll bestätigt. Die Erwartungshaltung gegenüber dem Rückkehrer Marthaler war enorm. Er war ja ein Star im Ausland, das musste etwas bedeuten. Nach den ersten Premieren war das Publikum relativ enttäuscht, so habe ich es jedenfalls aus der Ferne beobachtet. Diese Irritation hat nie mehr aufgehört.

Robert Hunger-Bühler

Der Schauspieler wird am 7. Mai 1953 in Sommeri TG geboren, im Auto, auf dem Weg ins Spital. Nach einigen Jahren zieht die achtköpfige Familie nach Aarau. Hungerbühler, so die ursprüngliche Schreibweise, macht eine Lehre als Hochbauzeichner und besucht berufsbegleitend die Schauspielschule Zürich. Nach der Rekrutenschule als Velosoldat zieht er nach Wien, wo er hauptsächlich in der freien Theaterszene tätig ist. Hier setzt er den Bindestrich, er nennt ihn Gedankenstrich, in seinen Namen. Nach und nach arbeitet er mit grossen Regisseuren zusammen wie Christoph Marthaler, Frank Castorf, Peter Stein und Claus Peymann, aber auch für Kino und Fernsehen. 2002 holt ihn Marthaler ans Zürcher Schauspielhaus, wo er während achtzehn Jahren unzählige grosse Rollen spielt, darunter Richard III., Danton, Willy Loman und Nathan den Weisen. Der frenetische Fussball- und Bob-Dylan-Fan ist auch als Regisseur und Autor tätig.

2018 erschien ein umfassender und lesenswerter Band über sein Leben.

Robert Hunger-Bühler: Den Menschen spielen.
Hrsg. v. Klaus Dermutz. Limmat. 320 S., Fr. 58.–

Erstaunlich war damals: Die Zuschauerzahlen brachen insgesamt massiv ein, aber jede Marthaler-Aufführung war ausverkauft.

Es gab eine Lust am Skandal. Nicht nur die Marthaler-Stücke waren immer voll, sondern auch jene von Christoph Schlingensiefel. Die Leute wollten wissen: Ist dieser Schlingensiefel tatsächlich ein Stinkstiefel oder ein Brandstifter? Macht er unsere Kultur kaputt? Das war beste Werbung für das Theater!

Einen Künstler wie Marthaler, der noch nie ein Theater geleitet hatte, zum Direktor des Schauspielhauses zu machen, das war von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Sah man das intern auch so?

Die Frage ist: Wie leitet man ein Theater? Braucht es jemanden, der täglich im Büro sitzt und aus dem Kontrollraum das Theater steuert? Bei Barbara Frey ist das so. Marthaler hingegen war ganz anders. Für die operative Leitung hatte er Stefanie Carp. Das funktionierte gut, daran ist Marthaler bestimmt nicht gescheitert. Das Problem war der Verwaltungsrat, bestehend aus lauter Windbeutel, die sich nach der öffentlichen Meinung richteten und Marthaler fallenliessen. Stadtpräsident Elmar Ledergerber und die anderen Mitglieder spielten eine traurige Rolle. Sie bemängelten sogar Marthalers Aussehen, seinen Bart, seine Frisur.

Nach meiner Erinnerung war es eher Stefanie Carp, die mit ihrer arroganten Art die Politik verschreckte.

Carp liess jeweils ihre trotzistischen Sprüche fallen, das stimmt. Einige Politiker dachten, man habe eine neue Rosa Luxemburg eingekauft. Ich aber nahm und nehme sie ganz anders wahr, sehr positiv. In der Öffentlichkeit gab sie sich widerspenstig, das war wohl eine Reaktion auf die Angriffe. Ich glaube heute noch: Wenn man etwas geschmeidiger gewesen wäre auf beiden Seiten, hätte man aus dieser glorreichen Marthaler-Zeit eine viel längere machen können. **Als Marthaler abtreten musste, gab Stefanie Carp dem Ensemble die Devise durch: Alle sollen gehen. Sie aber blieben.**

Ich habe ihr damals gesagt: «Das ist mindestens so mein Theater wie dein Theater.» Mir widerstrebt die Personifizierung. Mit dem

«Ich hatte die Schweiz einst verlassen, weil ich meine Umgebung als künstlerfeindlich empfand.»

Couleur-Denken kann ich nichts anfangen, diesem «Wir sind eine verschworene Gemeinschaft, und die Karawane zieht nun weiter». Übrigens war Stefanie Carp selber auch nicht konsequent. Sie war unter Barbara Frey Gastdramaturgin in Zürich. Das ist alles sehr menschlich.

Danach kam Matthias Hartmann, so ziemlich das Gegenteil von Christoph Marthaler. Ihm wehte von Anfang an ein scharfer Wind entgegen. Journalisten und Kulturleute hatten Vorbehalte gegen den gutaussehenden Deutschen mit Porsche und Villa am See.

Halt, da war noch der Interimsdirektor Andreas Spillmann, der heute das Nationalmuseum leitet. Er hat mit grossem Geschick eine fulminante Saison hingelegt. Hartmann wurde neidisch und feuerte ihn gleich bei seinem Antritt. Es wehte ein anderer Wind. Ich mochte Hartmann als Regisseur, sein Botho Strauss im Schiffbau zum Beispiel war fantastisch.

In Zürich wurde Hartmann von der Szene und der Presse enorm angefeindet, danach noch stärker in Wien, wo er als Intendant des Burgtheaters abtreten musste, obschon ihm keine Verfehlungen nachgewiesen werden konnten. Das sich so tolerant gebende Milieu ist gnadenlos mit Leuten, die nicht seiner Norm entsprechen.

Ich verteidigte Hartmann vehement. Er war aber den Leuten zu unbescheiden im Auftreten. Obschon die Vorwürfe in Zürich lächerlich waren: Die Villa am See war ihm von Elmar Ledergerber angeboten worden, um ihn nach Zürich zu locken. Und sein Porsche war eine alte Schrottkarre, ich sass da auch

Intendanten

Alles wird anders

Das Schauspielhaus Zürich steht vor einer radikalen Wende, einer radikaleren noch als beim Antritt von Christoph Marthaler.

Von Rico Bandle



Theater ohne Firlefanz: Barbara Frey.

In diesen Tagen gibt Barbara Frey nach zehn Jahren die Leitung des Zürcher Schauspielhauses ab. Was ist die Bilanz der ersten Frau an der Spitze der wichtigsten Bühne der Schweiz? Barbara Frey hat – und das ist ihre grosse Leistung – alle grossen Regisseure des deutschsprachigen Theaters nach Zürich geholt. Was die Namen anbelangt, die Vielfalt, spielte ihr Haus zweifellos in der *Champions League*. Dies machte sich auch in den Zuschauerzahlen bemerkbar, die bedeutend höher waren als bei ihren Vorgängern. Und doch kam in der Stadt keine Euphorie auf, das Theater war kaum mehr Gesprächsthema. Weder wurde es bekämpft noch wirklich geliebt, es machte sich eine gewisse Gleichgültigkeit breit gegenüber dem früher so umkämpften Haus.

Zwar gab es immer wieder Glanzpunkte, doch insgesamt überwog der Eindruck, dass zwar alle Stars nach Zürich kommen – wohl auch, weil sie hier gut verdienen –, doch ihre besten Arbeiten liefern sie anderswo ab. Frey gelang es nicht, eine Mentalität zu erzeugen, die zu kreativen Höchstleistungen animiert, zur Schaffung von Ausserordentlichem.

Verstärkt wurde dieser Eindruck dadurch, dass Frey nach aussen eher unglücklich agierte. Ständig fühlte sie sich ange-

griffen, glaubte, alle wollten ihr böse, vor allem die Medien. Da war keine Lust an der Debatte vorhanden, stattdessen irritierte sie immer wieder mit freudlosen Aktionen gegen den Einzug einer McDonald's-Filiale neben dem Theater, gegen einen Supermarkt und gegen Veranstaltungen auf dem Sechseläutenplatz.

Als der *Tages-Anzeiger* vor einem Jahr publik machte, dass Frey in Verhandlung stehe als Intendantin am Theater Basel, reagierte sie mit einem Rundumschlag gegen die Presse und schimpfte über die «Falschmeldung». Dabei stimmte der Bericht, wie die *Weltwoche* von mehreren Quellen weiss. Jedenfalls hatte sich Frey mit dieser Reaktion die Möglichkeit vertan, die Leitung des Theaters ihrer Heimatstadt zu übernehmen.

Als Regisseurin hingegen überzeugte Barbara Frey. Sie stand für einen reduktionistischen Stil, mit vollem Fokus auf Text und Schauspieler; für Theater ohne Firlefanz, ohne modische Ironisierung.

Genderfluide Performance-Kunst

Mit dem neuen Intendantenduo Nicolas Stemann und Benjamin von Blomberg wird alles anders. Acht festangestellte Regisseure, die alle nach Zürich gezogen sind, bestreiten zu einem grossen Teil das Programm. Zwei von ihnen kommen aus dem Tanz beziehungsweise der Performance-Kunst, drei sprechen kein Deutsch, es hat eine Transfrau dabei, und nur eine Frau im Team ist Schweizerin, jene, die für das Jugendtheater zuständig ist. Klassisches Schauspiel wird es nur noch wenig geben, dafür umso mehr «Projekte» – ein Theater, wie es in der Off-Szene gepflegt wird, zum Beispiel in der Gessnerallee oder der Roten Fabrik, nun einfach in einem Haus mit knapp 50 Millionen Franken Umsatz, davon 40 Millionen Subventionen.

Ein Einbruch der Zuschauerzahlen scheint unvermeidlich, das zeigt die Erfahrung mit Christoph Marthaler vor zwanzig Jahren. Diesmal ist die Wende sogar noch radikaler. Bei der Präsentation gab sich das neue Team enthusiastisch, voller Tatendrang. Man soll ihm also eine Chance geben. Obwohl jetzt schon feststeht: Das Theater der Barbara Frey wird man hier bald schon vermissen.

mal drin. Das ist, wie wenn man mir vorwürfe, dass ich Jaguar fahre.

Ein Künstler in Zürich muss Velo fahren ...

... genau, mit einer Klammer um das Hosenschein und dem Textbuch auf dem Gepäckträger, unverständliche Laute vor sich hin murmelnd. Aber es ist so: Hartmann konnte den Leuten nichts recht machen.

Auf Hartmann folgte Barbara Frey.

Durch ihre Reputation als Regisseurin an grossen Häusern konnte sie die besten Regisseure für Zürich gewinnen. Es ist nicht selbstverständlich, dass eine regieführende Intendantin so viele grosse Leute neben sich duldet. Natürlich kann man das auch kritisieren: Es gibt etwa zehn Top-Regisseure, die werden dann an allen grossen Theatern durchgereicht. Die neue Direktion, die nun übernimmt, möchte dieses System ja durchbrechen mit einem festen Team von Regisseuren, das in Zürich bleibt. Als Menschen und Regisseurin mag ich Barbara Frey sehr: Wenn sie mit Text und Musik arbeitet, ist sie unerhört stark. «A Dream Within a Dream», ein Theaterabend von Edgar Allan Poe, den wir miteinander machten, gehört zu meinen Kronjuwelen. Barbara Frey wusste, dass ein Theater Zeit braucht, um Kraft zu entwickeln.

Im Jahr 2000 haben Sie in der monumentalen «Faust»-Inszenierung von Peter Stein mitgewirkt, einem 22-Stunden-Marathon an der Expo in Hannover. Bruno Ganz spielte den Faust, Sie den Mephisto.

Peter Stein machte mich schon von Anfang an auf die Dimensionen des Projekts aufmerksam: «Du musst wissen, das sind zwei-einhalb Jahre.» Ich bin den Pakt eingegangen, möchte diese Zeit auch nicht missen. Stein wollte nicht artifizielles Theater machen, wie das heute Mode ist, sondern in die Figuren hineinhorchen und das Mammutstück von A bis Z erzählen. Die sogenannte Hochkunst-Theaterpresse lastete ihm das an, die fanden das konservativ. Zuschauermässig aber war es ein riesiger Erfolg, alle Vorstellungen waren ausverkauft. Man hätte das noch jahrelang weiterspielen können.

Wird man da selber zum Mephisto?

Zwangsläufig. Man kommt aus dem Teufel nicht mehr raus, wird auch so angesprochen. Ich habe aber einen sehr charmanten Zugang zu Mephisto gefunden, nicht einen diabolischen. Das hat mir wahnsinnig gefallen: ein Teufel zu sein, der mit den Leuten tanzt. Peter Stein machte mir nur eine Vorgabe: «Es muss Weltklasse sein.» Manchmal in den Proben sagte er dann plötzlich: «Jetzt ist Weltklasse!» Insgeheim habe ich Peter Stein selber gespielt. Er ist der Mephisto, nicht der Faust: ein unglaublicher Verführer. Wie er dieses Projekt abseits des etablierten Theaters gestemmt hat, war unglaublich.

Könnten Sie den Text noch auswendig?

Schnell. Das Reclam-Buch steht heute noch bei mir im Wohnzimmer, manchmal nehme ich es hervor. Da merke ich jeweils: Die Sache ist noch im Hirn eingemeisselt, die Sätze sind sofort wieder da.

Als Laie staunt man ja immer wieder, wie Schauspieler solche Textmengen memorieren können. Und dann spielen sie noch mehrere Stücke parallel.

Ja, man muss den Leerraum im Kopf finden, wo man das alles speichern kann. Ich habe zuletzt am Schauspielhaus noch zwei Stücke parallel gespielt, andere spielen fünf oder gar sechs.

Wird das Lernen mit dem Alter einfacher oder schwieriger?

Der Lernprozess, bis man den Text kann, wird einfacher. Irgendwann hat man das System gefunden, wie man den Text am schnellsten ins Hirn bringt. Ihn zu behalten, wird aber schwieriger. Früher bin ich bei einem Stück, das ich länger nicht gespielt hatte, auf die Bühne gegangen, ohne den Text nochmals anzuschauen. Dieses Risiko würde ich heute nie mehr eingehen. Die Speicherzeiten sind nicht mehr so lange.

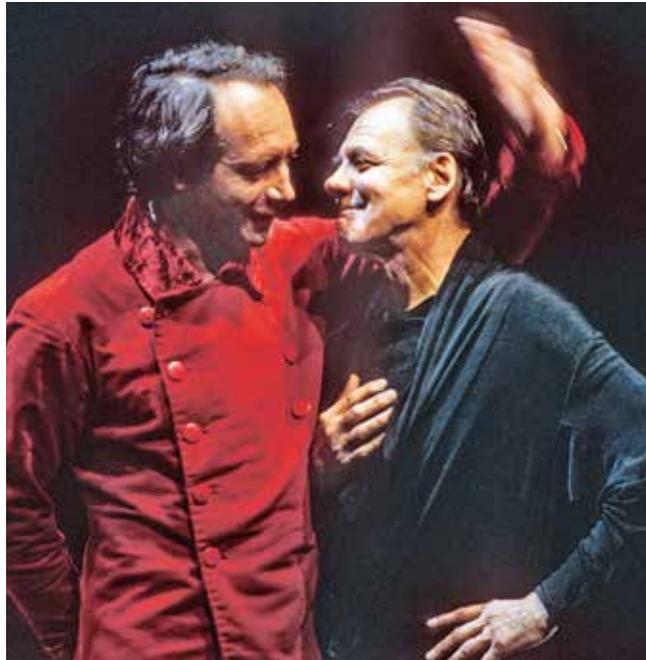
Wie oft brauchen Sie die Souffleuse?

Bei Castorf brauchten wir sie alle an der Premiere, dann immer weniger – jetzt gar nicht mehr. Die Souffleuse ist vor allem bei den Proben wichtig. Wenn man den Text noch nicht ganz intus hat, ist man auf Hilfe angewiesen.

Aussergewöhnlich war Ihre Zusammenarbeit mit Milo Rau. In seiner Bühnenfassung von Pasolinis «120 Tagen von Sodom» haben Sie mit geistig Behinderten Folter- und Sexszenen nachgespielt – auf liebenswürdige Weise, wie ich fand.

Ja, es war ein Abend über Zärtlichkeit. Milo Rau hat eine theatralisch-philosophische Sicht auf die Menschen. Er weiss, dass die Tabuzonen auf ihren Körpern liegen. Bei allen Auswüchsen seiner Projekte leuchtet mir bei ihm alles sehr ein. Wie Frank Castorf und Peter Stein nimmt auch er die Schauspieler stark in die Verantwortung. Er ist kein Befehlsgeber, sondern nimmt das, was aus den Schauspielern herauskommt. Zudem ist er ein Freigeist, wie er in der Theaterszene selten geworden ist. In meinen letzten Jahren am Theater war er eine Leuchtfigur. Mit ihm werde ich bestimmt weiterarbeiten.

Was war in den letzten dreissig bis vierzig Jahren die grösste Veränderung im Theater?



Hunger-Bühler (l.), Bruno Ganz in Peter Steins «Faust», im Jahr 2000.

Bis in die achtziger Jahre waren die freie Szene und die etablierten Theater völlig getrennte Welten. Die freie Szene, aus der auch ich komme, erachtete das Stadttheater gar als Feind. Das war eine Befruchtung. Heute ist das anders, das subventionierte Stadttheater ist in die freie Szene gerutscht und umgekehrt. Alles ist eine Sauce. Dafür arbeitet man mit Slogans. Zum Beispiel wollen die

«Die freie Szene erachtete das Stadttheater gar als Feind. Das war eine Befruchtung.»

Theater heute «auf die Leute zugehen». Oder man will «Diversität» entdecken oder gar «niederschwelliges Theater» machen. Du heiliger Bimbam: Was heisst denn das?

Ich weiss auch nicht ...

Niemand hinterfragt diese Slogans, es gibt keinen Widerstand. Dabei wäre es eine wichtige Antriebskraft im Theater, Widerstand, auch politischen, mit Kunst zu überwinden. Auch die Studentinnen in den Schauspielerschulen von heute hetzen von «Modul» zu «Modul» anstatt von einer Einsicht in die menschlichen Abgründe in die andere.

Subversiv ist heute, die Stücke texttreu und gut gesprochen aufzuführen.

Genau. Dort liegt die Schwelle aber hoch. Die internationale Kritik findet das dann «fad», wie Barbara Frey auch erfahren musste, die grossen Wert auf Text und Sprache legt. Vor einigen Jahren, als ich als Shylock in Shakespeares «Kaufmann von Venedig» auf der Bühne stand, habe ich gesehen, wie einige Jugendliche im Zuschauersaal an ihren Handys herumspielten. Ich stoppte meinen Monolog und sagte, sie sollen das Handy ausschalten, sonst mache ich nicht weiter. Die Jugendli-

chen kicherten nur. Also bat ich zwei von ihnen auf die Bühne. Einem der Jungen nahm ich das Handy ab, fotografierte die beiden und sagte: «So, jetzt hört ihr euch den Monolog hier auf der Bühne an.» Es war totenstill im Saal. Niemand, der im Theater war, wird dies je vergessen, erst recht nicht die Jugendlichen. So etwas kann das Kino nicht, das kann nur das Theater. Der Austausch zwischen Publikum und Schauspielern ist immer da, auch dann, wenn man niemanden auf die Bühne holt. Schwelle hin, Schwelle her.

Nach den fünf Stunden «Justiz» applaudierten die Schauspieler den Zuschauern, die bis zum Ende durchgehalten hatten.

Beim «Faust» haben wir das auch immer gemacht. Und das ist auch richtig so. Wir haben dieses Weltereignis «Faust» während zweier Tage miteinander erlebt [«Faust I» dauerte 8,

«Faust II» 14 Stunden, Anm. d. Red.]. Dafür darf man sich gegenseitig applaudieren.

Anders als Sie hat sich Bruno Ganz irgendwann frustriert vom Theater abgewandt und nur noch Kino gemacht.

Darüber habe ich mit ihm viel gesprochen. Er konnte mit dem Theater nichts mehr anfangen. Bei mir ist das anders. Auch wenn ich einiges kritisiere, die Bühne bleibt wichtig für mich.

Harald Schmidt, der oft im Theater tätig war, hat einmal spöttisch gesagt: Die Schauspieler in den Stadttheatern warteten alle nur darauf, «Tatort»-Kommissar zu werden.

Damit bringt er es ziemlich auf den Punkt. Ich allerdings fühle mich ausgenommen. Obschon ich vor einigen Jahren mit Charles Lewinsky über ein «Tatort»-Konzept gesprochen habe, weil ich den Schweizer «Tatort» so furchtbar fand. Wir erkundigten uns bei SRF, ob Bedarf bestehe. Ich wollte die Schweizer «Tatort»-Ehre retten. Die Antwort war: Man wolle vorderhand an dem «Erfolgsduo» festhalten. Wir mussten ziemlich lachen.

Sie sind immer wieder in «Tatort»-Folgen zu sehen und spielten Hauptrollen in Kinofilmen. In letzter Zeit sind Sie mehr denn je am Fernsehen präsent.

Daran habe ich wahnsinnig Freude, das habe ich früher vernachlässigt, zugunsten des Theaters.

War eine Filmkarriere, eventuell sogar in Amerika, je eine Option?

Daran habe ich gar nie gedacht. Aber was nicht ist, kann ja noch werden. Bei Bruno Ganz hat es ja auch erst spät geklappt. Entweder es passiert oder nicht, das kann man nicht planen. Die Rolle muss ja nicht gleich ein Lagerkommandant sein.



Die gerechteste aller Sportwelten: Frankreichs Frauen-Nationalmannschaft.

Gesellschaft

Darwinismus im Live-Format

Die Fussball-WM der Frauen findet viel weniger Beachtung als jene der Männer. Das ist natürlich höchst unfair – etwa gleich unfair wie die Tatsache, dass Frauen feinere Haut haben, leichter Sprachen lernen oder länger leben. *Von Niko Stoifberg*

Gibt's dieses Jahr eigentlich keine Fussball-WM?», hat mich neulich einer meiner Neffen gefragt. «Nein», hab ich gesagt, «WM ist nur alle vier Jahre, 2010, 2014, 2018 – und nächstes Mal 2022.» Das war sehr ignorant von mir: Diesen ganzen Monat Juni läuft die Frauen-WM Frankreich. Das habe ich dem Kleinen nicht etwa absichtlich unterschlagen, ich weiss es selbst erst seit wenigen Tagen – weil sich ein eingefleischter Fussballfan, dem ich auf Twitter folge, über die mangelnde Beachtung aufregte, die dem Turnier zuteil werde. «Die Geschäfte sind voller Fanartikel, auf jedem Bier ist ein Fussball abgebildet, die Restaurants bewerben ihre Public-Viewing-Zonen, in der Zeitung erscheinen massenhaft Artikel zur Ausgangslage des Turniers ... ah, nein, es ist ja *nur* die Frauen-WM.»

Ehrgeiz und Aggressivität

Tatsächlich gibt es in meinem Freundeskreis genau zwei Menschen, die sich die Spiele der Frauen-WM anschauen. Beides sind Frauen, die selbst Fussball spielen. Ist das ein Skandal? Ist es empörend, dass wir überhaupt von der Frauen-WM sprechen, im Gegensatz zur richtigen WM, die ohne Geschlechterzusatz auskommt? Ich glaube, es ist einfach nur normal. Leute, die Spitzensport schauen, wollen die Besten sehen,

und die Besten sind im Sport fast immer Männer. Ausnahme: Synchronschwimmen – weil sie da gar nicht erst teilnehmen. Männer haben im Durchschnitt bessere Voraussetzungen für sportliche Höchstleistungen: mehr Muskelmasse, längere Extremitäten, grössere Atemkapazität und dank Testosteron auch mehr Ehrgeiz und Aggressivität.

Das ist natürlich höchst unfair – etwa gleich unfair wie die Tatsache, dass Frauen feinere Haut haben, leichter Sprachen lernen oder länger leben. In der Absicht, diese Unfairness zu korrigieren, hat man im Sport Kategorien geschaffen. Die Frauen treten getrennt von den Männern an, die Jungen getrennt von den Alten, die Behinderten getrennt von den Nichtbehinderten. Viele Sportarten kennen Gewichtsklassen: Im Rudern gibt es Leichtgewicht und Normalgewicht. Die Gewichtheber kennen Fliegengewicht, Bantamgewicht, Federgewicht, Leichtgewicht, Mittelgewicht, Halbschwergewicht, Mittelschwergewicht, Schwergewicht 1 und 2 und Superschwergewicht. Ähnliche Klassen gibt es im Boxen, Ringen, Karate und Taekwondo, und natürlich sowohl bei Männern wie Frauen.

Diese Kategorisierung führt zu bisweilen absurden Situationen. Die weltbeste 800-Meter-Läuferin Caster Semenya muss nach einem

Urteil des Internationalen Sportgerichtshofs ihren natürlich hohen Testosteronspiegel künftig mit Medikamenten senken, wenn sie weiterhin bei den Frauen mitrennen will – der Leichtathletik-Dachverband schreibt für Frauen einen Maximalwert von 5 nmol/l vor. Umgekehrt hat der Internationale Skiverband der jahrelang weltbesten Skifahrerin Lindsey Vonn verboten, bei einer Männer-Abfahrt auf ihrer Lieblingspiste in Lake Louise anzutreten – offiziell mit Berufung aufs Reglement, inoffiziell aber nicht zuletzt deshalb, weil manche männlichen Athleten fürchteten, langsamer zu sein als die schnelle Frau Vonn.

Im Breitensport und im Nachwuchsbereich, wo Mitmachen wichtiger ist als Gewinnen, hat die Kategorisierung einen Sinn: Niemand käme auf die Idee, bei einem Volkslauf siebenjährige Knirpse gegen Halbprofis laufen zu lassen. Im Spitzensport hingegen, wo sich die Besten untereinander messen, ist die Unterscheidung heuchlerisch. Natürlich ist eine Läuferin mit XY-Chromosom und entsprechend hohem Testosteron gegenüber einer XX-Frau im Vorteil. Aber derlei genetische Unterschiede gibt es so oder so – ganz egal, wie klassifiziert wird. Usain Bolt, 1 Meter 95 gross, schaut auf das Sprinterfeld hinunter. Die Kunstturnerin Simone Biles wiederum, nur 46 Kilo schwer,

wirbelt über ihre Gegnerinnen hinweg. Beide haben ihren Sport über Jahre dominiert – dank Voraussetzungen, welche die Konkurrenz nicht hatte. Ist es fair, dass die kleineren Sprinter und die schwereren Kunstturnerinnen mit diesen Cracks um Gold kämpfen müssen? Sollten sie nicht in einer Klasse mit ihresgleichen starten dürfen? Zum Beispiel in der Kategorie der 48 bis 50 Kilo schweren Mädchen, die wiederum unterteilt wäre in die Unterkategorien 141–145 cm, 146–150 cm und 151–155 cm? Denn die Grösse spielt ja auch eine Rolle. Und der Anteil weisser Muskelfasern. Und das Biegepotenzial der Gelenke. Und die Konzentrationsfähigkeit. Und was ist mit den Nahrungsmitteln, welche die Turnerinnen als Kinder bekamen? Mit der Luft, die sie atmeten, der Umgebung, in der sie zur Schule gingen? Was ist mit der strengen Mutter, dem reichen Vater, den Fördergeldern? Hätten, wenn schon, nicht alle Anrecht darauf?

Wettkampf ist a priori unfair

Spitzensport ist ungerecht, immer. Mehr noch: Er ist die Zelebration dieser Ungerechtigkeit – ein Abfeiern der himmelschreiend ungerechten Tatsache, dass wir nicht alle gleich begabt sind. Spitzensport ist Darwinismus im Live-Format: Wir schauen quasi der Evolution bei der Arbeit zu. Wer in der Gen-Lotterie das grosse Los gezogen hat, lässt die anderen hinter sich, und wir klatschen. Das kann man widerlich finden. Oder man sieht es als menschliche Errungenschaft: Früher haben wir Europäer uns auf dem Schlachtfeld bekämpft, heute tun wir es vornehmlich auf dem Sportplatz. Wir haben den Krieg zum friedlichen Spektakel sublimiert.

Egal, wie wir die inhärente Ungerechtigkeit im Spitzensport auch empfinden: Kategorien ändern nichts daran. Offenbar gibt es aber eine schöne Zahl von Athletinnen und Athleten, die trotzdem daran festhalten wollen. Das sei ihnen unbenommen. Aber sie sollten sich dann nicht allzu laut beklagen, wenn ihnen innerhalb ihrer Kategorie einer davonläuft, der an der Grenze zur nächsthöheren Kategorie steht.

Ein Wettkampf unter mehreren Menschen – mit all ihren unterschiedlichen Voraussetzungen – ist a priori unfair. Die einzig faire Kategorisierung wäre eine Kategorie pro Mensch. Jeder Sportler und jede Sportlerin würde in einer eigenen Klasse antreten. Alle wären Siegerinnen und Sieger – in der kleinen Kategorie «Ich selbst». Das wäre die gerechteste aller Sportwelten. Nur die Einschaltquoten wären wahrscheinlich noch deutlich niedriger als bei der Frauen-WM.



Niko Stoifberg ist Buchautor und Redaktor bei Getabstract. Für seinen Debütroman «Dort» (Nagel & Kimche) hat er sich ausführlich mit dem Thema genetische Benachteiligung beschäftigt.

Natur

Steinerweichend

«Mörder», «Teufel», «Chindli»: Wanderpapst Thomas Widmer hat sich die Steine des Landes vorgenommen.

Von Wolfgang Koydl

Beim Wandern sind sie lästig, unangenehm oder störend: Steine. Kleine Kiesel schlüpfen in den Schuh und piesacken den Wanderer; im Erdreich verborgene Steine lassen ihn stolpern, und die grossen Brocken versperren ihm den Weg und zwingen ihn zum Klettern. Kein Wunder, dass der «steinige Weg» das Synonym für Last und Mühe ist.

Keiner dürfte sich daher besser mit Gestein jeglicher Art und Grösse auskennen als Thomas Widmer, der Wanderpapst der Schweiz. Gefühl hat er wohl schon jeden Quadratzentimeter schweizerischen Bodens beschritten – vermutlich mehrmals – und seine Wanderungen einfühlsam und humorvoll beschrieben.

Nun nimmt er sich der Steine an. Aber er verflucht sie nicht, nein, eine veritable Liebeserklärung an sie hat er verfasst. «Hundertundein Stein – Die grossen Brocken der Schweiz» führt den Leser zu besonderen, absonderlichen und beeindruckenden Felsen, von Basel bis ins Wallis. Ob Dolmen, Menhire, Megalithen oder Findlinge: Widmer bringt sie alle zum Sprechen – mit Anekdoten, Sagen oder historischen Begebenheiten.

Die Tatsache, dass er Bürger von Stein im Appenzellerland sei, habe ihn nicht auf dieses Thema gebracht, räumt Widmer schelmisch ein. Vielmehr sei ihm auf seinen Wanderungen bewusst geworden, dass Steine «bei all ihrer Kühle und Härte Wesen mit Charisma, Ausstrahlung, einem Zauber» seien.

Hinzu kommt natürlich, dass es Neugier, Reiz und Spannung erhöht, weil einen die Namen vieler markanter Steine das Gruseln lehren: ob das nun der berühmte Teufelsstein am Gotthard ist oder weniger bekannte Brocken wie der Sasso del Diavolo, der Mörderstein, die Quille du Diable oder der Gnagistein in Obwalden, auf dessen Spitze der «Blackvogel» ein Baby gefressen haben soll.

Man muss nicht immer stundenlang durchs Unterholz kriechen, um Exemplare aus Widmers Steinsammlung zu besichtigen. Nach dem Erdmannlistein im Aargau ist eine eigene S-Bahn-Station benannt, die Pierre Percée im Jura ist mit dem Postauto erreichbar, und am Tellsockel kommt man als Zürcher fast schon zufällig vorbei: Er steht auf dem Lindenhof und trug einst ein Tell-Denkmal, das – man höre und staune – von patriotischen Eidgenossen gestürzt und entfernt wurde. Denn die französischen Besatzer liessen die Einheimischen dort zum Eid auf die neue und verhasste Helvetische Republik antraben.



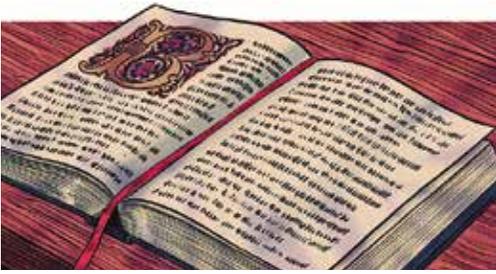
Sprechende Steine: Gnagistein in Obwalden.

Genau dies macht den Reiz von Widmers Buch aus – übrigens hervorragend illustriert mit Aufnahmen des Fotografen Georg Aerni: Es sind die oft überraschenden, aber immer interessanten und unterhaltsamen Geschichten, die sich um die Steine ranken. Wer hätte gewusst, dass der italienische Radiopionier Guglielmo Marconi seine ersten Experimente von der Pierre Bergère im Wallis aus startete? Dass der Meinradstein im Kanton Zug eine Öffnung besitzt, in die genau ein Durchschnittsknie passt, das denn auch angeblich vom Stein von seinen Schmerzen kuriert wird? Oder dass die Rinnen in den Chindlistein in den Kantonen Aargau und Zürich angeblich von Frauen stammen, die mit blankem Hinterteil hinabrutschten, in der Hoffnung, schwanger zu werden?

Wer nach der Lektüre von «Hundertundein Stein» nicht versteinert ist vor lauter Felsen, für den hat Widmer Hoffnung. Sein Buch, so schreibt er, hätte genauso gut «202 Steine» heissen können. Denn in einem Land wie der Schweiz, das in weiten Strecken selbst eine einzige Felsformation ist, herrscht kein Mangel an weiteren Brocken. Widmer lädt denn auch seine Leser ein, ihn mit Tipps zu versorgen. Als ob er das nötig hätte.



Thomas Widmer. Hundertundein Stein. Echtzeit. 288 S., Fr. 29.90



Die Bibel

Erfolgreiches Wort Gottes

Von Peter Ruch

Denn wie der Regen und der Schnee herabkommen vom Himmel [...] so ist mein Wort, das aus meinem Mund hervorgeht: Nicht ohne Erfolg kehrt es zu mir zurück, sondern [...] lässt gelingen, wozu ich es gesandt habe (Jesaja 55, 10 f.). Schon die Propheten machten die Erfahrung, dass die religiösen Institutionen zuweilen ihren Auftrag vernachlässigen und dabei verwarhlosen. Das Wort Gottes wäre freilich nicht das Wort Gottes, wenn es sich dadurch blockieren liesse. Gerade die Propheten sind ja weitgehend dazu da, Gottes Offenbarung auf überraschenden Kanälen zur Geltung bringen und damit die Versäumnisse der *classe religieuse* zu kompensieren.

Das gleiche Phänomen lässt sich im Laufe der langen Kirchengeschichte beobachten. Als sich die Kirche mit Machtspielen anstatt mit dem Evangelium beschäftigte, sprangen die Baumeister der Gotik in die Lücke und stellten den wichtigsten Inhalt – dass alle Dinge von Gott kommen – in Stein dar. Als sich die evangelische Pfarerschaft im Streit zwischen Orthodoxen und Pietisten zerrieb, sprangen Musiker, allen voran Johann Sebastian Bach, in die Lücke und vertonten Gottes Trost, so dass er noch 300 Jahre später unzählige Konzertsäle und Herzen füllt.

Auch zahlreiche Kunstmaler waren von der Bibel inspiriert und machten die Kunde direkt oder indirekt sichtbar. Stellvertretend seien Anker, Pissarro und van Gogh genannt. Die Filmkunst ihrerseits hat ihre enormen Möglichkeiten oft für theologische Inhalte eingesetzt. Man denke etwa an Chaplins «The Great Dictator» oder an «Amadeus». Nun zeigen die Kinos «Van Gogh – At Eternity's Gate». Bei Vincent van Gogh kreuzt sich ein tragisches Leben mit der farbenfrohen Hoffnung auf das ewige Leben. Wohl nicht zufällig gleicht der tote van Gogh im Film dem toten Christus von Hans Holbein aus dem Jahr 1522. Die Anspielung weist darauf hin, dass die Welt reich ist an Phänomenen, welche die biblische Botschaft unauffällig herbeitragen. Gott findet seine Adressaten, auch wenn die Kirchen zu sehr bei sich selbst und zu wenig bei der Sache sind.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Seitenhiebe: Ravi Patel, June Diane Raphael, Seth Rogen und Charlize Theron (v.l.) in «Long Shot».

Kino

Wie Risse im Granitblock

Hollywood liebt den Schmuttel-Klamauk. Mit ein bisschen Polit-Satire versetzt, gilt er schon als salonfähig. Jüngstes Beispiel: «Long Shot». Von Wolfram Knorr

Fred Flarsky kennt keine Hemmungen; auch bei Neonazis nicht. Zwar zögert er beim Hitlergruss, grölt aber mit. Fred ist ein unerschrockener investigativer Reporter. Als die Rassenbrut ihm ein Hakenkreuz auf den Oberarm tätowieren will, wird er enttarnt und kann fliehen – und endet in den Armen der US-Aussenministerin Charlotte Field. Dort verliert er – sehr verständlich – jegliches Interesse an journalistischen Enthüllungen, wird ihr Redenschreiber, und die Story verglimmt im eisigen Schmelzofen romantischer Märchen längst vergangener Zeiten. Im Klassiker «Roman Holiday» (1953) verliebt sich ein Journalist (Gregory Peck) in eine Prinzessin (Audrey Hepburn). Die deckungsgleiche Story bezieht sich aber nur auf den Plot. Zwischen dem Gentleman Gregory Peck und Seth Rogen als Fred Flarsky liegen nicht nur Welten, sondern ganze Galaxien.

«Long Shot» heisst der Mix aus Polit- und Romantik-Klamauk, den Seth Rogen und Evan Goldberg («Superbad») produzierten und der, Rogens Image gemäss, ohne Anzüglichkeiten nicht auskommt. Und da Charlize Theron die Ministerin spielt, greift «Long Shot» auch noch die Märchenvariante «Die Schöne und der Hässliche» ab. Ausgerechnet Reporter Fred weiss bei der ersten Begegnung mit Charlotte nix von ihrem hohen politischen Amt, sondern erkennt in ihr nur jene Frau, die mal seine Babysitterin

war! Und weil sie die Präsidentschaft anstrebt, braucht sie einen Redenschreiber, der weniger diplomatisch als authentisch und direkt zu formulieren weiss. Der bärtige, grässlich gekleidete, oxsenfroschmässig grienende Fred ist Charlotte ganz, ganz recht dafür.

Es gibt ein paar hübsche Polit-Anspielungen und Seitenhiebe («Better Call Saul»-Star Bob Odenkirk als fernsehgeiler, dummer Präsident), nur leider gelingt es weder den Autoren Dan Sterling («The Interview») und Liz Hannah («The Post») noch Regisseur Jonathan Levine, eine emotionale Bindung zwischen Theron und Rogen auch nur ansatzweise glaubwürdig zu machen. Wie am Reissbrett wird eine Anziehung der Schönen zum Vulgären herbeikonstruiert, ohne jeden Hauch von (ironischem) Charme. Seth Rogen ist sowieso ein Fall für sich. Jede Rolle, die er spielt, verschlingt er mit Haut und Haaren, bis sie aussieht wie Seth Rogen. Eigentlich spielt er auch nicht, sondern überrollt die jeweilige Figur mit seiner lärmigen Anzüglichkeits-Geilheit. Damit wurde er – eine Art Rinnstein-Woody-Allen – zur Leitfigur des Schmuttel-Klamauks. Selbstverständlich kommt auch «Long Shot» nicht ohne Penis- und Ejakulations-Berserkereien aus; so darf im Sinne der Gleichberechtigung Charlize Theron mal fordern, «hart von hinten gefickt zu werden». Eiskalt kalkulierter Schenkelklopf-Humor.

Und so verschwindet im Dampf ferkeliger Ranwanzereien die Polit-Satire. Ansätze sind zwar sichtbar: Bob Odenkirk als unfähiger Präsident, den das TV ins Amt spülte und der auf Instagram andere Staatsoberhäupter beleidigt; der Medienmogul (Andy Serkis), der, gemeinsam mit dem Präsidenten, Charlotte erpressen will; und als eine Art Running Gag der kanadische Charmebolzen-Premier (Alexander Skarsgård), der Charlotte umgarnt – alles prima, aber eben nur Ansätze. Wenn am Ende die ganz grosse Liebe beschworen wird, wirken Theron und Rogan so erotisch anziehend wie Risse in einem Granitblock. ★★★☆☆

Weitere Premieren

Red Joan — Melita Norwood ging als «Super-Spionage-Oma» (*The Sun*) in die Schlapphüt-Geschichte ein. Über vierzig Jahre arbeitete sie für sowjetische Geheimdienste und wurde erst 1999, als 87-Jährige, enttarnt. Sie entging einer Strafe wegen ihres hohen Alters. Heftig bestritt sie, ihr Land verraten zu haben. Im Jahre 2000 wird sie verhaftet und mehreren Verhören unterzogen. Ein Roman über Norwoods Bio diente Regisseur Trevor Nunn («Twelfth Night») als Vorlage (Drehbuch Lindsay Shapero). Im Film heisst sie Joan Stanley (Judi Dench), studiert in Cambridge Physik und wird 1938 Assistentin (Sophie Cookson als junge Joan) von Professor Max Davies (Stephen Campbell Moore) in dessen streng geheimem Atomprojekt. Zugleich hat sie eine Affäre mit dem Charmeur Leo (Tom Hughes), der sie moralisch zur Mitarbeit für die Sowjets verführt. Erst reagiert sie empört, doch als die US-Bomben auf Hiroshima und Nagasaki fallen, ist sie bereit, auch den Sowjets die Kenntnisse zukommen zu lassen. Durch gegenseitige Abschreckung, meint sie, würden Kriege verhindert. Trevor Nunn inszeniert die Story konventionell, mit britischem Understatement und brisanten Momenten. So wird die gelernte Physikerin von den Herren behandelt, als könnte sie gerade mal Tee servieren. Eine Freundin weiss ihre Ängste zu beruhigen: «Niemand würde uns verdächtigen. Wir sind Frauen.» Sie soll recht behalten. Als Joans Sohn, Jurist Nick (Ben Miles), erfährt, was seine Mutter gemacht hat, ist er entsetzt: «Wie konntest du!» – «Es waren andere Zeiten!», empört sie sich. Hier



Brisante Momente: «Red Joan».

bricht der Konflikt aus und macht die Rückblendendramaturgie sinnvoll: Aus heutiger Sicht lässt sich leicht die damalige Zeit beurteilen, aber wer damals den moralischen Ver- und Unterwerfungen ausgesetzt war, handelte eben anders, als er es heute tun würde. Die Thematik gibt dem Biopic die Brisanz. ★★★☆☆

Au bout des doigts — An einem öffentlichen Klavier im Bahnhof von Paris sitzt Mathieu (Jules Benchetrit) und klimpert hochvirtuos. Das fällt Pierre Geithner (Lambert Wilson) auf, dem Leiter des Pariser Konservatoriums; gerne würde er den Jungen fördern. Doch der kommt aus der Banlieue, hat zwielichtigen Umgang, wird bei einem Einbruch erwischt – und von Geithner erlöst: statt Haftstrafe Sozialstunden im Konservatorium. Bald darf er an den Flügel, wird von der gestrengen «Gräfin» (Kristin Scott Thomas) gestriezt, soll ausgerechnet mit dem schwierigen



Stereotyp: «Au bout des doigts».

zweiten Klavierkonzert von Rachmaninow an einem Wettbewerb teilnehmen, bockt, widersetzt sich, haut ab – und? Triumphiert am Ende. Logo. Selten war ein Film so einfallslos, hanebüchen stereotyp in seinem erzählerischen wie dramaturgischen Ablauf wie dieser Pseudo-Edel-Gefühls-Musik-Kitsch. ★★★☆☆

Knorrs Liste

1	Missing Link Regie: Chris Butler	★★★★☆
2	Rocketman Regie: Dexter Fletcher	★★★★☆
3	Dolor y gloria Regie: Pedro Almodóvar	★★★★☆
4	Avengers: Endgame Regie: Anthony und Joe Russo	★★★★☆
5	Aladdin Regie: Guy Ritchie	★★★★☆
6	Van Gogh: At Eternity's Gate Regie: Julian Schnabel	★★★★☆
7	The Dead Don't Die Regie: Jim Jarmusch	★★★☆☆
8	Men in Black: International Regie: F. Gary Gray	★★★☆☆
9	Britt-Marie var här Regie: Tuva Novotny	★★★☆☆
10	Monsieur Claude 2 Regie: Philippe de Chauveron	★★★☆☆

Jazz

Die Stille nach den Klanggewittern

Von Peter Rüedi

Die Musik dieses Trios, das im Verbund mit viel Elektronik zuweilen klingt wie ein von einem ungleich grösseren Verband entfesseltes Höllenspektakel, ist nichts für schwache Nerven und Suchende nach der verlorenen Schönheit, die sich bei Manfred Eichers Label ECM, einem verbreiteten Vorurteil folgend, bislang am Busen der Musen wähten. Das Trio des Gitarristen, Komponisten und Producers David Torn, des Altsaxofonisten Tim Berne und des Drummers Ches Smith, das sich «Sun of Goldfinger» nennt, könnte sich, zumindest nach erstem Hören, mit Grund «Sons of Chaos» nennen (Mephisto in «Faust II»: «Da steh' ich schon, des Chaos vielgeliebter Sohn!»).

Nach zwei kollektiven Gruppenkreationen im elektronisch erweiterten Trio und einer verbindlicher ausgeschriebenen Komposition von Torn für die Band – mit zusätzlichen zwei Gitarren (Mike Baggetta und Ryan Ferreira), Craig Taborn am E-Piano und dem Scorchio-Streichquartett – liegt der Hörer entweder nach so viel Dauer-Power schweissüberströmt in den Seilen. Oder aber er fliegt beschwingt, wenn es ihm gelingt, den dreimal über zwanzigminütigen Diskurs bei aller gelegentlichen Erdschwere als ein ebenso intelligentes wie ausgelassenes Spiel zu hören; Musik mit viel repetitiver Insistenz, aber ebenso ausgeprägtem, wenn auch bei allem krachenden Fortefortissimo fein gewirktem Witz. Zum einen leuchtet Goldfingers Sonne manchmal durchaus auch über stilleren, lyrischen Klanglandschaften. Zum andern lässt sich vom ganzen wilden Rezital sagen (bei dem, wie individualistisch die Konzeption zumindest in den Trio-Stücken auch sein mag, nicht immer auszumachen ist, wer im Klanggetümmel gerade das Sagen hat, das im obersten Register voltigierende Altsaxofon oder eine der Maschinen von Torn oder Smith) – jedenfalls lässt sich von der CD als Ganzer sagen, was der unlängst verstorbene, kluge Germanist Herbert Gamper von den Symphonie-Schlüssen Anton Bruckners gesagt hat: Deren tiefster Sinn sei die Stille danach. (Auch wenn sich Sun of Goldfinger aus ihren Klanggewittern jeweils mit Decrescendi verabschieden.)



David Torn, Tim Berne, Ches Smith: Sun of Goldfinger. ECM 2613



Thiel

Frauendemo

Von *Andreas Thiel*

Oma: Weshalb haben Sie sich hier angekettet?

Demonstrantin: Ich kämpfe für Freiheit!

Oma: Und dazu ketten Sie sich an?

Demonstrantin: Ich habe mich angekettet, damit mich niemand daran hindern kann.

Oma: Aber es hindert Sie doch niemand daran. Wir leben in einem freien Land.

Demonstrantin: Wir sind nicht wirklich frei.

Oma: Der einzige Mensch, der hier nicht frei ist, sind Sie, weil Sie sich angekettet haben.

Demonstrantin: Sie sind auch nicht frei!

Oma: Wer soll uns denn noch mehr Freiheit gewähren?

Demonstrantin: Die Verfassung.

Oma: Gut, dann können Sie ja Unterschriften sammeln und die Verfassung ändern.

Demonstrantin: Ich will das doch nicht tun müssen! Wir leben schliesslich in einem freien Land. Die Verfassung hätte schon längst geändert werden müssen.

Oma: Dann hätte Ihrer Meinung nach schon längst jemand Unterschriften gesammelt haben müssen, um die Verfassung zu ändern?

Demonstrantin: Jetzt verstehen Sie langsam, was ich meine.

Oma: Ja, ich verstehe sehr gut. Und ich will Sie bei Ihrem Kampf unterstützen.

Demonstrantin: Das ist aber lieb!

Oma: Gerne geschehen. Skandieren Sie mir nach: Wir wollen ...

Demonstrantin: Wir wollen ...

Oma: ... dass endlich jemand Unterschriften sammelt ...

Demonstrantin: ... dass endlich jemand Unterschriften sammelt ...

Oma: ... um eine Initiative zu lancieren ...

Demonstrantin: ... um eine Initiative zu lancieren ...

Oma: ... die unser Anliegen zur Abstimmung bringt!

Demonstrantin: ... die unser Anliegen zur Abstimmung bringt!

Oma: So, und jetzt wiederholen Sie das hundert Mal. Und wenn sich bis dahin noch nichts geändert hat, skandieren Sie so lange weiter, bis sich etwas ändert.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Die Liebe – ein Traum

«Nabucco»-Debüt für Star-Bariton Michael Volle am Opernhaus Zürich; Shawne Fieldings fantastische Gästeliste.

Von *Hildegard Schwaninger*

Michael Volle ist ein ganz grosser Opernsänger. Der Bariton singt auf allen bedeutenden Bühnen der Welt, er gilt als Hans Sachs der Stunde (in Richard Wagners «Die Meistersinger»), den er auch diesen Sommer in Bayreuth singt. Jetzt gibt Volle am Opernhaus Zürich sein Rollendebüt als Titelheld in Giuseppe Verdis «Nabucco». **Fabio Luisi** dirigiert, **Andreas Homoki** führt Regie.

Michael Volle war 1999 bis 2007 unter **Alexander Pereira** im Ensemble des Zürcher Opernhauses. Volle: «Für mich eine ganz entscheidende Zeit.» Zum Unterschied zwischen den Intendanten Pereira und Homoki kann er nichts sagen: «Das ist eine sehr persönliche Sache. Es sind zwei unterschiedliche Generationen, jeder hat seine eigene Art.» Und das Zürcher Publikum schätzte er damals, schätzt er heute: «Da gibt es Interesse und die Offenheit für Neues.» Kürzlich sang Michael Volle in Zürich Schuberts Liederzyklus «Winterreise». Ein grosser Abend! Volle – eine Wucht, sein Begleiter am Klavier, **Helmut Deutsch**, für Volle «ein grosses Glück meiner Laufbahn». Volle kann unglaublich ins Schwärmen geraten. Er ist ein Hüne mit imposanter Stimme, ein begeisterungsfähiger Mensch, wie man selten einen trifft. Michael Volle ist als Pfarrerssohn im Schwarzwald aufgewachsen, wurde quasi mit Bach-Kantaten sozialisiert; er singt sie noch heute: «Gut für Herz und Seele.»

Wenn er von seiner Frau spricht, wird dieser Vollblutmann geradezu rührend schwärmerisch. (Sie ist seine zweite Frau, aus erster Ehe hat er zwei erwachsene Kinder). **Gabriela Scherer** ist Zürcherin und Mezzosopranistin. Kennengelernt haben sie sich in Salzburg, wo sie am Mozarteum studierte; als sie dann in Baden-Baden in «Falstaff» gemeinsam auf der Bühne standen, «war es um mich geschehen» (Volle). Das überhaupt Schönste sei gewesen, als er mit ihr zusammen in Düsseldorf in «Arabella» auftrat. «Diese Oper – mit der eigenen Frau –: ein Traum!» Volle glaubt, in Zukunft öfter mit seiner Frau auf der Bühne zu stehen. Sie hat gerade den Rollenwechsel vom Mezzosopran zum Sopran vollzogen, in München sang sie die Elisabeth in «Don Carlos», die Agathe im «Freischütz». Es könnte also etwas werden. Michael Volle kann, wenn er in Begeisterung gerät, unzählige Rollen nennen, die er gerne singen möchte: den Eisenstein in «Die Fledermaus», den Danilo in «Die lustige Witwe», aber auch gerne solche in Musicals; Professor Higgins in «My Fair Lady», «das wäre ein Traum», und mit **Barrie Kosky** eine Operette zu machen, ebenso. Die qualitative Differenzierung zwischen den Genres mag er nicht. «Johann Strauss und Richard Wagner, beides hochwertige Musik, nur verschiedener Art.»

Er wohnt mit seiner Frau und den beiden Kindern (sieben und neun) in Berlin. Er versteht sich gut mit **Daniel Barenboim**, in der



Fast verliebt

Mein Typ Mann

Von *Claudia Schumacher*

In der Liebe kann sich die Suche nach Letztwas, das bleibt, mitunter anfühlen wie lupenreine Sisyphusarbeit. Etwa das Aufheben von Männersocken, die man in den Wäschekorb wirft, um am nächsten Tag ein

paar neue Socken auf dem Boden zu finden. Aber auch allgemeiner gedacht: Die Abfolge von Verlieben, Herzbruch, Verlieben, Herzbruch – was tut man sich da an? Die Suche nach Liebe gestaltet sich oft als ertraglose und schwere Tätigkeit ohne absehbares Ende. Ein absurder Kreislauf: Man verliebt sich ineinander, rollt also gemeinsam und mit vollem Elan den schweren Stein der Zwigigkeiten und Hoffnungen den Berg hoch, und kaum ist man oben angekommen – puh, geschafft! –, kippt die Situation ins Wackelige, und der schöne Stein rollt einfach ungefragt wieder den Berg runter. Tja. Muss man wohl noch mal von vorne anfangen! Neuer Typ, neues Glück.

Die Verwandlung zum Sisyphus endet an dem Morgen, an dem einem plötzlich klar wird: Das ist überhaupt kein neuer Typ, der da leise neben einem schnarcht. Das ist doch vielmehr derselbe Typ wie der Typ davor! Vielleicht war



Persönliche Sache: Andreas Homoki.



Rührend: Michael Volle, Gabriela Scherer.



Vollmundig: Gossipa, Fielding, Toris (v.l.).

Staatsoper Unter den Linden haben sie gemeinsame Pläne: «Die lustigen Weiber von Windsor», «Samson et Dalila» und den «Ring». Er liebt es, mit der Familie in Berlin zu leben. «Unser Beruf ist schwierig, wir sind dauernd unterwegs, müssen viel reisen. In Berlin zu leben, ist gut für mich, da sehe ich meine Kinder aufwachsen und kann sie in die Schule bringen.» Er gerät ins Schwärmen, wenn er von der russischen Oper spricht. Drei dieser russischen Blockbuster hat er schon in Zürich gesungen: «Pique Dame», «Eugen Onegin», «Chowanschtschina». Und da gibt es bald wieder für ihn (wie jetzt in «Nabucco») ein Rollendebüt: die Titelrolle in «Boris Godunow» zur Saisonöffnung 2021.

Überschätzt **Shawne Fielding** ihre eigene Bedeutung? Für die Party zu ihrem fünfzigsten Geburtstag gab sie eine Gästeliste heraus, die leider nichts war als Bluff. Vollmundig waren da Gäste aus Politik, Wirtschaft und Hochfinanz angekündigt. Mit denen wollte sie die Presse ködern (die dann aber nicht kam – sogar «Glanz & Gloria» sagte ab). Die Glanzlichter von Shawnes Fantasieliste – Autokönig **Walter Frey**, die Unternehmer **Klaus-Michael Kühne** (Kühne + Nagel) und **Urs Hammer** (Ex-CEO McDonald's Schweiz), DKSH-Präsident **Jörg Wolle**, Cartier-Chefin **Susanna Erb** – sie alle glänzten durch Abwesenheit; nicht einmal **Patricia Boser**, sonst Stammgast bei Michel-Péclard-Events (die Party fand im «Coco» statt), gab sich die Ehre. Shawnes prominentester Gast war **Gossipa**. Wer ist Gossipa? Ja, das frage ich mich auch.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

der eine blond, und der jetzige ist schwarzhaarig. Vielleicht war der eine Autohändler, und der neue ist Lehrer. Aber womöglich ist es auch so, dass beide die gleichen Macken und Stärken haben und beide ähnliche Witze reissen.

In einer psychologischen Langzeitstudie der Universität Toronto kam gerade heraus: Wir tendieren dazu, mit sehr ähnlichen Menschen auszugehen. Gleicher Charakter, gleiche Werte, gleiche Einstellungen und Verhaltensweisen. Unsere Ex-Partner würden sich also wahrscheinlich blendend verstehen, wären sie nur nicht unsere Ex-Partner. Die Forscher fanden auch heraus, nach welchem Vorbild wir unsere Partner auswählen. Es darf aufgetatmet werden: Weder Mutter noch Vater sind die Schablone, nach der wir suchen. Unser Vorbild für einen potenziellen Liebsten, das sind – wir selbst. Im Zeitalter des Narzissmus auch nicht so verblüffend. Mein Typ Mann? *C'est moi*.

Vom Beuteschema reden wir immer negativ: Es muss durchbrochen werden. Aber vielleicht ist sein Ruf zu Unrecht so mies. Denn: Indem wir von Natur aus Menschen wählen, die uns ähneln, minimieren wir die Reibungsfläche und das Konfliktpotenzial in Beziehungen. Womöglich liegt es daher auch gar nicht gross an unserer Partnerwahl, ob eine Liebe von Dauer ist oder nicht. Die Wahrheit könnte deutlich banaler sein: Es ist unsere Bereitschaft, zu bleiben, die einer Beziehung die Zukunft verleiht – sonst nichts. Eine Bereitschaft, die bei vielen Frauen um die dreissig aufkommt, bei manchen Männern vielleicht ein paar Jahre später. Wir machen die Sisyphusarbeit so lange, bis sie uns zu blöd wird. Wenn wir eh immer auf dieselben Leute reinfallen, ist die Sache eigentlich ganz entspannt: Der Richtige ist der, der zum richtigen Zeitpunkt auftaucht.



Unten durch

Krieg

Von **Linus Reichlin**

Auch ein Mann sollte an sich selbst Gärtnerarbeiten vornehmen. Lässt man nämlich der Natur freien Lauf, wird sie viel wachsen lassen, auf das wir verzichten können. Meinem Freund Bruno wächst zum Beispiel ein einzelnes Haar aus dem linken Ohr, ich schätze die Länge auf drei Zentimeter. Wenn Wind weht, bewegt sich Brunos Ohrhaar wie der Faden einer Spinne, der an einem Ästchen hängengeblieben ist. Bruno behauptet, das Haar gehöre zu ihm, wer sich mit dem Haar nicht abfinden könne, müsse sich einen anderen Freund suchen. Seit fünf Jahren hat Bruno keine Freundin mehr, sie trennte sich von ihm ungefähr zu der Zeit, als sein Haar aus dem Ohr zu wachsen begann, aber er ist beratungsresistent. Ich zeigte Bruno meinen Nasenhaarschneider, den ich bei Amazon bestellt habe: Er funktioniert auch im Ohr. Bruno sagte, er beuge sich nicht dem Schönheitsideal von *Men's Health*. Inzwischen hat er angefangen, beim Nachdenken an seinem Ohrhaar rumzuspielen. Wenn ihm noch ein zweites wächst, wird er die Haare beim Denken zu einem Zöpfchen drehen. Wenn ihm abends ein Zöpfchen zum Ohr rauschaut, wird jedermann wissen: Bruno hat philosophiert. Er steht auf Susanne Czerny, eine Deutsche, die aber lange genug in der Schweiz lebt, um zu wissen, dass die Gehörgang-Behaarung keine Schweizer Tradition ist, die man respektieren muss.

Bruno lässt Susanne von Fleurop zwanzig Rosen schicken, aber sie sagt, sie möchte mit ihm befreundet bleiben. Die Wahrheit ist, dass sie an Bruno nur dieses drahtige graue Haar sieht. Sie fragt sich vermutlich, ob er mit dem Haar die Minderwertigkeitsgefühle wegen seiner Glatze kompensieren will. Vielleicht ist sie zur Überzeugung gekommen, dass Bruno das Haar gar nicht sieht, wenn er in den Spiegel blickt – und was wird er dann alles in einer Beziehung nicht sehen? Letzte Woche war ich mit Bruno im Kino, und als er beim Abspann aufstand und in den Strahl des Projektors geriet, zeichnete sich auf der Leinwand sein Ohrhaar ab wie ein geisterhafter Ast. Eines Tages werden die Vögel sich darauf setzen. Auf dem Totenbett wird der Bestatter Brunos dannzumal sicherlich

>>> Fortsetzung auf Seite 64

15 Zentimeter langes Ohrhaar behutsam zusammenrollen, und das war's dann. An Brunos Grab werde ich neben Susanne Czerny stehen, Hand in Hand, wir werden uns bei der Abdankungsrede zuflüstern, wie geil wir aufeinander sind. Aber eine Frau wie Susanne, oder genaugenommen jede Frau, kriegt man nicht umsonst. Bei mir ist die äussere Ohrbehaarung das Problem: Das Läppchen und der Ohrmuschelrand. Mit fünfzehn liess ich mir ein Ohrloch stechen, und aus dem mittlerweile zugewachsenen Krater in der Mitte des Läppchens wächst regelmässig ein knorriges Haar, das sich mit kürzeren Haaren umgibt wie ein Minister mit Staatssekretären. Doch mit dem ausklappbaren Bartstutzer meines Rasierapparats mähe ich sie nieder!

Ich tue das für Susanne, und ich tue es gründlich: Ich benutze den Kosmetikspiegel von Simplehuman. Man erkennt in diesem für die Masse des Volkes unerschwinglichen optischen Instrument das Chaos der Mikrowelt. In dem Spiegel sieht der Rand meiner Ohrmuschel aus wie der Schilfgürtel eines Teichs: Da klingeln bei mir dann die Alarmglocken. Der Ohrmuschelrand wird mit dem Dachshaarpinsel eingeseift und nass rasiert. Das Ohr muss glatt sein wie ein Babyarsch. Wenn ich Bruno davon erzähle, sagt er, er würde in einem Krieg nicht unter meinem Kommando Soldat sein wollen. Von Wollen kann aber bei Kriegen und bei der männlichen Enthaarung gar nicht die Rede sein: Man tut, was man tun muss. Nächste Woche werde ich an dieser Stelle über die Entfernung der Schulterhaare sprechen. Denn der Schädel der letzten Frau, die die Schulterhaare eines Mannes nicht abstossend fand, liegt im Museum für prähistorische Anthropologie in Monaco.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Noblesse oblige

Von Peter Rüedi

Ornellaia, das Weingut in der toskanischen Küstenregion unweit des Städtchens Bolgheri, ist in den bald vierzig Jahren seines Bestehens ein Mythos geworden – nicht weniger als die berühmte Zypressenallee zwischen Bolgheri und der Via Aurelia bei San Guido (woher ein anderes Monument des önologischen Hochadels stammt, der Sassicaia der Tenuta San Guido). Die beidseitig von 2500 Zypressen gesäumte Provinzstrasse, zu Beginn des vorletzten Jahrhunderts bepflanzt, ist nicht zuletzt durch ein hymnisches Gedicht von Giosuè Carducci zu einem nationalen Monument geworden. (Es hat dem Autor im Übrigen die Ehre eingetragen – wo ausser in Italien wäre so etwas denkbar? –, dass ein ganzer Ort nach dem Dichter benannt wurde: Castagneto Carducci.) Das mit dem Hochadel ist im Übrigen wörtlich zu verstehen. Der Pionier der in dem begnadeten Küstenstrich aus Bordeaux-Sorten (Merlot, Cabernet Sauvignon, Cabernet Franc, Petit Verdot) komponierten «Supertuscans» war der Marchese Incisa della Rocchetta.

Als sein Neffe, der Marchese Ludovico Antinori, 1981 die Ornellaia gründete, folgte er dem Beispiel des Onkels. Heute trennen die legendären Zypressen die 97 Hektaren des Guts, an dessen Glanz die folgenden Besitzerwechsel (von Antinori landete es auf dem Umweg über den bürgerlichen Robert Mondavi bei den heutigen Besitzern, den Marchesi de' Frescobaldi) nichts anhaben konnten. Die Spitzen-Crus (zu denen zählt erst recht der seit 1986 gekelterte reine Merlot Masseto aus einem eigenen Weinberg) bewegen sich preislich – noblesse oblige – im Bereich renommierter Bordeaux-Etiketten.

Die Hochwohlgeborenen hatten auch Geschäftssinn, und der sagte ihnen, mit Luxusprodukten allein lasse sich im grossen Stil nicht geschäften. Also kreierte sie Zweit- und Drittweine, Le Serre Nuove dell'Ornellaia und Le Volte dell'Ornellaia, Letzterer eine Cuvée aus Merlot, Sangiovese, Cabernet Sauvignon. Sie sind unter der Regie von Weinmacher Axel Heinz mit der gleichen Sorgfalt gemacht wie ihre grossen Brüder, kosten aber einen Bruchteil. Was nicht heisst, Le Volte sei ein Ornellaia für den armen Mann. Der wird nicht Fr. 25.– für eine 75-Zentiliter-Flasche auslegen. Ihm geht es auch kaum um das subtile Bouquet (Kirschen, Veilchen, etwas Schokolade, Pflaumen), die pffiffige Würze, die elegante, balancierte Struktur am Gaumen, sondern eher um die «Substanz» (und gemeint ist nicht die der eleganten feinen Tannine). Sie ist zwar mit 13,5 Prozent auch vorhanden, wenn auch nicht in einem den unbedenklich frischen Trinkgenuss sabotierenden Übermass.

Le Volte dell'Ornellaia Toscana IGT 2017.
13,5 %. Bindella, Zürich. Fr. 25.–. www.bindella.ch



Salz & Pfeffer

Kulinarischer Extremismus

Von David Schnapp

Es gibt Leute, von deren Meinung ich viel halte, die sagen, dies sei das beste Restaurant gewesen, in dem sie je gegessen hätten. Gemeint ist ein Lokal namens

«Chef's Table at Brooklyn Fare», das sich seit einiger Zeit im Quartier Hell's Kitchen in Manhattan befindet, davor aber tatsächlich im Stadtteil Brooklyn untergebracht war. Seit Jahren wird es vom «Michelin» mit drei Sternen bewertet. Man betritt das Restaurant durch einen Lebensmittelladen. Im hinteren Teil, umgeben von Chips, Reis oder Guacamole-Mischungen, tritt man in die Welt von César Ramirez, 1972 in Chicago geboren als Sohn mexikanischer Einwanderer und heute einer der besten Köche der USA, manche sagen: der Welt.

Ramirez' kulinarische Philosophie ist einfach: Er nimmt bestmögliche Produkte, bereitet sie perfekt zu und kombiniert sie mit so wenig anderen Zutaten wie nötig – Seeigel aus Hokkaido (mit Trüffel und Brioche), Madai (eine Seebrasse aus Südkorea mit Dashi und Basilikum), Langusten aus Norwegen (mit Fingerlime und kleinen Steckerrüben) oder Walderdbeeren aus Málaga (als Sorbet, mit Doppelrahm).

Die Küche hat, was die Produkte wie auch was die Techniken angeht, viele japanische Einflüsse. Das Ziel ist immer, die überragende Qualität in einem grossen Geschmacksbild darzustellen. Das gelingt Ramirez mit traumwandlerischer Sicherheit, das Menü ist auch zum Preis von rund 400 Dollar eine äusserst wertvolle Erfahrung.

Die kompromisslose Fokussierung ist bewundernswert, der Geschmack der dreizehn Gänge zweifellos Weltklasse. Am Ende fehlen mir etwas die Überraschungsmomente, es gibt kein spielerisches Element in diesem Reigen der Superlative, was das Essen eher zu einer bewundernswerten Leistungsshow macht als zu einem freudigen Ereignis.

Chef's Table at Brooklyn Fare, 431 West 37th St, New York. Eingang durch den Brooklyn Fare Market. Reservation nur telefonisch: +1 718-243-0050. Sonntags und montags geschlossen.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.



Auto

Express-Transport

Wer braucht ein SUV mit über 500 PS? Keiner natürlich. Gerade deshalb ist der BMW X3 M ein faszinierendes Fahrzeug. *Von David Schnapp*

Der BMW X3 M ist ein SUV mit fünf Türen, fünf Plätzen und 550 Liter Kofferraumvolumen. Mit dem Auto können vier Personen komfortabel in die Ferien fahren. Der BMW X3 M ist aber auch ein SUV mit 3-Liter-Reihensechszylinder, zwei Turboladern und 510 PS Leistung (in der «Competition»-Variante). Wir wollen die Frage zu Beginn stellen: Wer braucht ein solches SUV mittlerer Grösse mit 510 PS, das in 4,1 Sekunden aus dem Stand Tempo 100 km/h erreicht?

Natürlich keiner, aber gerade deshalb macht es so viel Freude, damit zu fahren. Wenn der erste X3 M überhaupt dröhnend dem Beschleunigungsstreifen entlangdonnert, bevor wir gesetzestreu in den Highway-Verkehr einfädeln, sind alle Sinnfragen beantwortet: weil es Freude macht. Mit eindrucksvoller Souveränität, gepaart mit Kraft und Leichtigkeit, stürmt der BMW voran und legt sich bei Bedarf auch agil in die Kurve.

Markus Flasch, der neue Chef der M GmbH, sieht den neuen X3 M (und sein expressives

Geschwisterkind, den X4 M) als «M3, den man im ersten Stock fährt», wie er an der Pressevorstellung der beiden Fahrzeuge in New Jersey (USA) sagt. Flasch ist selbstbewusst genug, davon auszugehen, dass kein anderes Auto in diesem Segment in Sachen Fahrdynamik auf vergleichbarem Niveau ist. Man darf jedenfalls gespannt sein auf erste Vergleiche mit dem Porsche Macan Turbo oder dem Alfa Romeo Stelvio Quadrifoglio.

Kraft im Alltag

Um vorne mitfahren zu können, haben sie bei der Expressabteilung von BMW, der M GmbH, einen neuen Reihensechszylinder entwickelt, der trotz zwei Turboladern auf Hochdrehzahl ausgelegt ist und seine Maximalleistung von 510 PS erst bei 6250 U/min abgibt. Das maximale Drehmoment von 600 Nm gibt es zwischen 2600 und 5950 Umdrehungen, was gewissermassen das Beste aus zwei Welten bedeutet. Und dass es den Entwicklern ernst damit war, ein SUV zu bauen, mit dem man selbst auf der Rennstrecke

schnell fahren kann, ist unter anderem daran zu erkennen, dass sogar die Ölwanne so konstruiert ist, dass auch bei hohen G-Kräften aufgrund starker Quer- oder Längsbeschleunigung immer genügend Schmierstoff vorhanden ist.

Und wenn wir schon bei den technischen Feinheiten sind: Der Antriebsstrang – wie auch das Cockpit – stammt aus dem M5, mit dem BMW schon eindrücklich bewiesen hat, wie man unbotmässige Kraft mit einem durchwegs alltagstauglichen Auto vereint.

Weil auch das Fahrwerk auf Höchstleistung ausgelegt ist, rumpelt der X3 M auf schlechten amerikanischen Strassen bisweilen etwas unsanft dahin, aber diesen Kompromiss muss man machen, wenn man einen BMW-Express-Transporter fahren will. Wenn der BMW X3 M im September bei uns auf den Markt kommt, dürfte das schnelle Kompakt-SUV bald ein Bestseller unter den M-Modellen werden. Der momentane Spitzenreiter ist der X3 M40i (354 PS). Der Grund dafür ist vermutlich, dass Dinge, die Freude machen, ohne dass man sie gar so dringend braucht, halt immer noch besonders begehrt sind.

BMW X3 M Competition

Motor: 6-Zylinder-Reihenmotor (Biturbo)
Leistung: 510 PS / 375 kW; Hubraum: 2993 ccm
Max. Drehmoment: 600 Nm (bei 2600–5950 U/min)
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Beschleunigung 0–100 km/h: 4,1 sec
Verbrauch (EU-Zyklus): 10,5 l/100 km
Preis: ab Fr. 110 680.–



Tamaras Welt

Ein Leben lang frustriert

Menschen verwechseln oft Beschwerlichkeiten, denen sie im Verlauf ihres Lebens begegnen, mit Diskriminierung. So werden sie ihren Ärger nie überwinden. *Von Tamara Wernli*

Meine Kolumne zum Frauenstreik katapultierte mich, erwartungsgemäss, auf die Hassliste einiger Mitmenschen. Kritik nehme ich grundsätzlich gerne entgegen, andere Meinungen sind ein Gewinn, und Gegenargumente zu meinem angeführten «Confidence Gap» oder dem geschrumpften Pay Gap wären spannend gewesen. Stattdessen schlug mir vor allem der Vorwurf entgegen, ich würde aus einer «privilegierten Situation» heraus schreiben. Dem Feminismus hätte ich diese erst zu verdanken.

Nun, zu Letzterem habe ich nie etwas anderes behauptet. Im Gegenteil, praktisch in jedem Text zum Feminismus betone ich die Wichtigkeit der Bewegung in ihren Ursprüngen. Einwände habe ich gegen die heutige Auslegung des Feminismus; er wurde von einigen gekidnappt, denen es nicht um Chancengleichheit, sondern um Ergebnisgleichheit geht.

Vielleicht ist es pingelig, darauf hinzuweisen, aber der Privilegien-Vorwurf ist kein Argument, sondern reines Moralisieren, er strahlt eine gewisse Einfallslosigkeit aus. Der Privilegien-Stempel funktioniert ähnlich wie die Rassismus-Keule: Wer nicht schwarz ist, kann die Probleme der Schwarzen nicht verstehen und sollte schweigen. Oder wie das Gebot zur Abtreibungsdebatte: Männer kriegen keine Kinder, also Klappe zu. Wer Dinge nicht selbst durchlebt, dem mangle es an Verständnis, Einfühlungsvermögen und reflektierter Auseinandersetzung. Zu meinem Amusement hielten mir ausgerechnet männliche Feministen-Journalisten das privilegierte Leben vor, sie, von denen die Mehrheit im 60-Prozent-Pensum arbeitet und den Rest der Zeit mit Dutt-Binden und dem Auftragen von Bartwachs beschäftigt ist. Mit den Robin Hoods würde ich gerne mal einen laktosefreien Chai Latte trinken gehen und sie dann fragen, warum sie das Frauenpro-

blem verstehen können, ich aber nicht – gemäss ihrer Logik gehören sie als Mann ja selbst zu den «Privilegierten». Argumente sind offenbar erlaubt, aber nur solange sie die eigene Sichtweise stützen.

Schubweise kam weitere Verworrenheit in der Kritik zutage, wie der «empirisch»-Kampfbegriff: «Es ist empirisch bewiesen, dass...!» Empirisch heisst ja so viel wie: Du darfst mir nicht widersprechen, ich habe Beweise. Natürlich ist die Zahl 18,3 Prozent (durchschnittliche Lohndifferenz in der Schweiz) empirisch errechnet. Nur ist zum einen das Hausieren mit einer unbereinigten Lohndifferenz zwecks Unterstützung seiner Diskriminierungstheorie höchst unseriös. Zum anderen ist es der reinste Unfug, seine persönliche Schlussfolgerung (Diskriminierung!) aus der Lohndifferenz als «empirisch» zu verkaufen. Die Zahl wurde empirisch ermittelt, nicht aber ihre Interpretation. Man kann unterschiedlich herleiten, wie Lohndifferenzen entstehen; wie viel Wahrheit in subjektiven Gefühlen steckt, ist entsprechend diskutabel. Ausserdem wurde vor nicht allzu langer Zeit empirisch nachgewiesen, dass der Pay Gap 21 Prozent beträgt, je nach Berechnungsart sind wir heute bei einer unerklärten Lohndifferenz von zwischen 2 und 7,7 Prozent.

Die eskalierende Rhetorik, mit der man in der Schweiz vermeintliche Ungleichheit anprangert, ist nicht ergiebig und sollte für Länder reserviert sein, in denen Frauen tatsächlich systematisch benachteiligt werden. Im Iran etwa, wo sie per Gesetz einer Kleiderordnung unterworfen sind, oder in Regionen, wo massive Benachteiligung herrscht im Scheidungs-, Erb-, Straf- und Familienrecht. Es ist gewiss nicht alles perfekt bei uns, aber

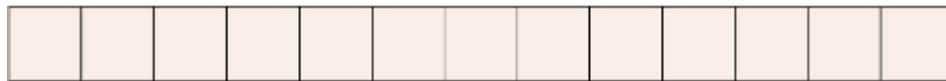
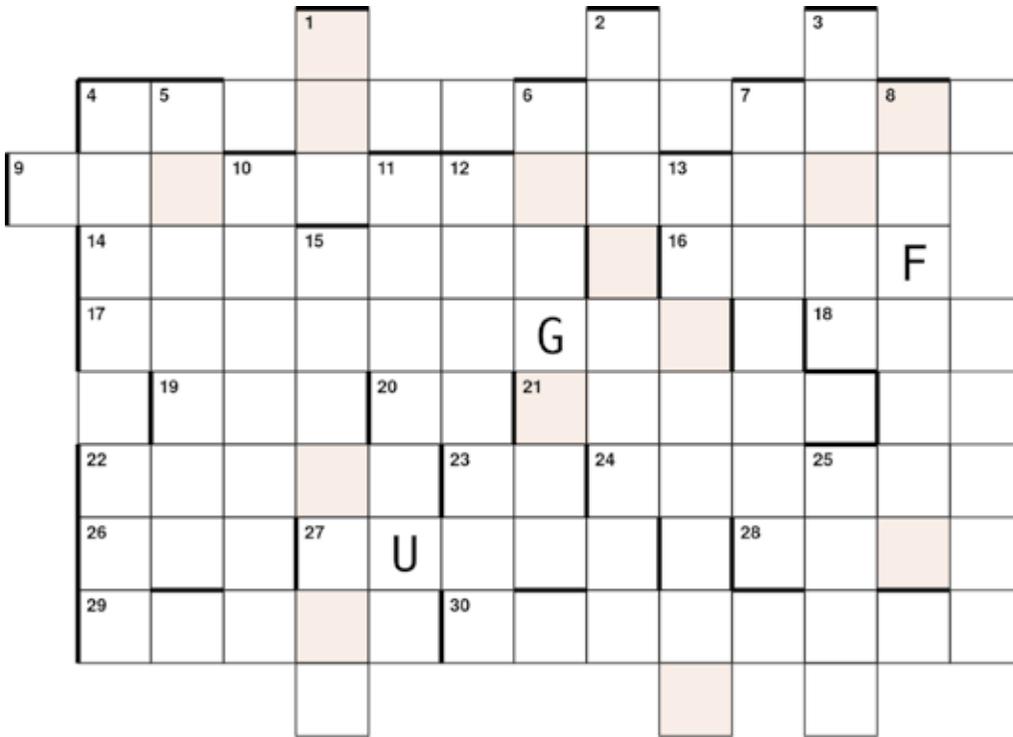
die Diskriminierung der Frau haben wir zum Glück vor Jahrzehnten überwunden.

Was es aber gibt, sind naturgegebene geschlechtsspezifische Schwierigkeiten. Und hier liegt das Problem: Viele Menschen verwechseln Strapazen und Hürden, denen wir alle im Leben begegnen, mit Diskriminierung. Beschwerlichkeiten bedeuten aber nicht zwingend fehlende Gleichberechtigung, nur weil eine Gruppe damit konfrontiert ist und eine andere nicht. In der Wirtschaft geht es nun mal um Konkurrenzfähigkeit, Risikobereitschaft, Durchsetzungsvermögen, es zählen Nachfrage, Angebot und Gewinn. In diesem Umfeld ist ein naturgegebener Nachteil für die Frau, dass sie Kinder gebärt. Damit verbunden ist die Kindererziehung, die Frauen oft übernehmen – weil sie es so wollen. Sie fallen im Job häufiger aus, was Männer teilweise zu attraktiveren Arbeitnehmern macht. Durch ihre Absenz gestaltet sich der Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt schwieriger, und generell ist es einfacher, eine Karriere ohne Kinder voranzutreiben. Aber daneben gibt es viele Entscheide, die wir selbst treffen und die zu unserem Nachteil geraten können – wer etwa französische Philosophie vor der Renaissance studiert, muss sich später nicht über den höheren Lohn des IT-Spezialisten wundern.

Es gäbe sicher Verbesserungsmöglichkeiten, zum Beispiel die finanzielle Aufwertung von Pflegeberufen, in denen überwiegend Frauen arbeiten, oder der Ausbau von Ganztageschulen zwecks Entlastung der Mütter. Das Problem der unbezahlten Arbeit zu Hause könnte man lösen, indem man sich mit dem Partner auf einen Kinderbetreuungslohn einigt – Selbstbestimmung beginnt in den eigenen vier Wänden.

Nur kann man naturbestimmte geschlechtliche Nachteile nicht völlig aus dem Weg räumen. Staat und Gesellschaft werden nie alle Probleme eines jeden Individuums lösen können. Wer in der Utopie lebt, wird sich zeit seines Lebens ärgern.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



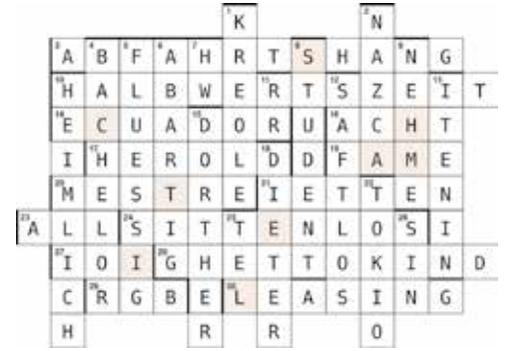
Lösungswort — Führt die Anwesenheitsliste für Streicher.
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **4** Dieses Miteinander erfordert das Alleinsein. **9** Davon hat jeder Mensch acht und jeder Auerochse vier. **14** Findet in hautenger Bekleidung und gemischt in Salaten Verwendung. **16** Tropisches Postkarten- oder musikalisches Motiv. **17** Land der tausend Vulkane, liegt zwischen Pazifik und Karibik. **18** Darüber freut sich advice Suchender sowie waiter. **19** Kurz für Kurzperiode und Kehrwert des Kosinus. **20** Sitcom-Schuhverkäufer oder namentlich blutiger amerikanischer Ex-Vize. **21** Antikes Proverb im duplex-negatio-Stil lautet: «The __ of my __ is my friend.» **22** Weiblicher Teil vom Nychthemeron, lässt Samtpfötchen sprichwörtlich ergrauen. **23** Konkretisiert an Zahl beispielsweise die Peterlimenge im recipe. **24** Auf der grössten Insel unweit des tiefsten Grabens lebender Mikronesier. **26** Folgt akustisch Hammerschlag auf falschen Nagel. **27** Ramschverkäufers wichtigstes Werkzeug: Kritische Gedanken potentieller Kunden werden durch Redeschwall unterbunden. **28** Nach Witz von vorne wie von hinten in Foren wie im Chat zu finden. **29** Privaträumlichkeiten im Polygamistenhaus, fällt auch wörtlich usem Rahme. **30** Unklarer Zustand von Drogenkonsument, Raucherlokalbesucher oder Horrorfilmszenerie.

Senkrecht — **1** Fachlich für die Gesteinsbildung zuständig und am Dreieck Winkelmesser. **2** Taugen zur Enteisung, zum Konservieren und letztlich zur Geschmackswahrnehmung. **3** Auch nominativ am Wasser gebauter Baubetrieb oder Abschusskommando. **4** Burnout-Gefährdeter und **5** Senkrecht sind's. **5** Zürcher Gemeinde aus Schwimmer und Bache. **6** Als Temperaturangabe sauheiss, anders partizipiert an Sau vergleichsweise schnell. **7** 1x weniger und buchstäblich 1 mehr als 1x. **8** Schliesslich doch noch munterer non-believer. **10** Kann auch in reverse am Rennen teilnehmen. **11** Was Schicht für Technolekte ist nominell originär für die Troposphärendecke. **12** Geräumiges Objekt, das die Festhalle deckt. **13** Mit dem Kopf in den Wolken, ohne Kopf für Beseitigungsarbeiten Angestellter. **15** Freistaat: Besteht grösstenteils aus der, worauf Reisender ist. **25** Inhaber der einzigen Springfielder Taverne ist zwar prominent dabei, schenkt dieses Luxusgetränk aber bestimmt nicht aus.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 622



Waagrecht — **3** ABFAHRTSHANG
10 HALBWERTSZEIT **14** ECUADOR von Äquator **16** ACHT **17** HER(OLD) **19** FAME: engl. Ruhm und ital. Hunger/Hungersnot **20** MESTRE (Venedig) **21** IETTEN **23** ALL(tag) **24** SITTENLOS **27** Ode to IOI (Schiller) **28** GHETTOKIND: «In the Ghetto» von Elvis Presley **29** RGB(-Farbraum): Rot, Grün und Blau **30** LEASING: Anagramm von Signale

Senkrecht — **1** KREOLE (Ohring) **2** NAZCA(-Linien) **4** BACHELOR: engl. Junggeselle **5** FLU(ESSIG) **6** AB(ARTIG) **7** HW (Hardware) **8** STUD(ENTen) **9** NEHME **10** HEIMLICH(-Manöver) **11** RR: von Riva-Rocci und «R and R» für «Rest and Relaxation» **12** SAFTLOS **13** ITENIN: ninety rückwärts **15** (DORT)(HER) **18** DIETER Bohlen **22** TOKIO (Hotel) **25** TEL(efon/net) **26** SIN: engl. Sünde und span. ohne/ausser

Lösungswort — **SCHAMTEIL**

Leserumfrage

Bewerten Sie die neuen Rätsel auf:
www.raetselfactory.ch/weltwoche.html



EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



ROLEX

SEA-DWELLER

Die Sea-Dweller wurde für Aquanauten entwickelt, die sich mehrere Wochen in Überdruckhabitaten unter Wasser aufhalten. Ausgestattet mit einem Heliumventil, leistet diese ultrasensitive Taucheruhr bis heute ihren Beitrag zur Erforschung der Hydrosphäre. Dies ist eine Geschichte von anhaltender Exzellenz. Eine Geschichte aus der Welt von Rolex.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL SEA-DWELLER

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com